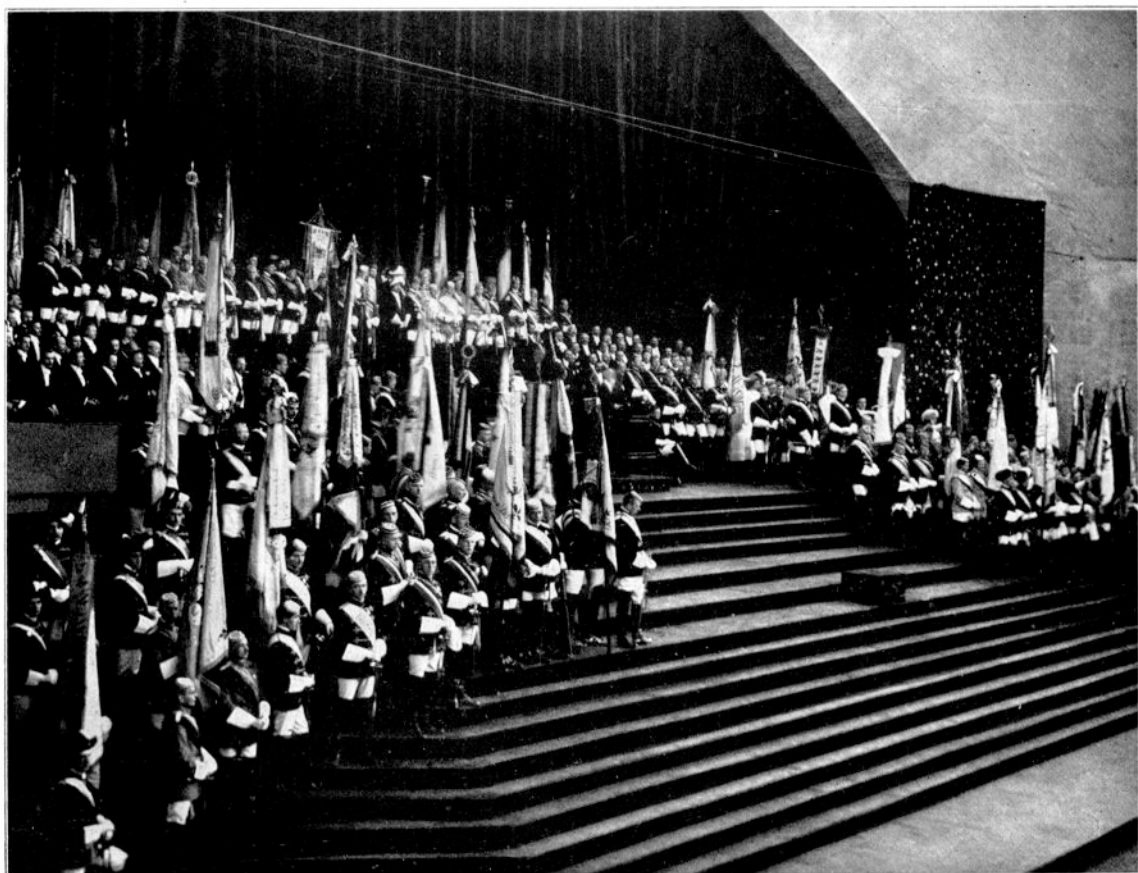




Vesperzeit  
Photographie von A. Langer in Wölfelsgrund

# Gleisiche Chronik

6. Jahrgang Nr. 20 15. Juli 1913



phot. Atelier Lilly in Breslau

Das Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II  
Die Feier der Breslauer Studentenschaft in der Jahrhunderthalle

## Tagesereignisse

**Die Feier des Kaiserjubiläums in Schlesien.** Die Provinz Schlesien stand in iniger Anteilnahme an dem Freuden- und Ehrentage unseres geliebten Herrschers hinter ihren Schwesterprovinzen nicht zurück. Jedes größere oder kleinere Gemeinwesen feierte den 15. oder 16. Juni und das silberne Herrscherjubiläum unseres Monarchen nach Maßgabe seiner finanziellen Kraft. Und wenn es wahr ist, daß zur Mitfreude Engel gehören, so wimmelt es von solchen innerhalb unserer Provinzgrenzen, und wir können demgemäß in Zukunft unser Heimatland — mit mehr Recht, als dies von dem bewußten Leibgerichte immer wieder geschieht — „schlesisches Himmelreich“ nennen. Die Festlichkeiten gipfelten zum Teil in einem Kinder- oder Volksfeste, wie in Landeck, oder in Turn- und Jugendpielfesten, wie in Fauer, Striegau, Königshütte und Reichenbach. In den meisten Orten war ein mehr oder weniger imposanter Festzug in das Programm aufgenommen worden, so in Liegnitz, wo 2000 Jugendliche, und in Brodau, wo Kriegervereinmitglieder einen Fackelzug veranstalteten. In Kattowitz hatten sich dem Festzuge, der von Reitern in Uniformen aus dem Jahre 1813 geführt wurde, auch sämtliche Zmungen angeschlossen. Vielsach wurde die Öffentlichkeit in die Festlichkeit einbezogen, wie in Liegnitz und Brodau, wo vom Rathause herab, oder in Kattowitz, wo von einer vor dem Stadttheater errichteten Tribüne Ansprachen gehalten wurden. An den meisten Orten wurde die Festlichkeit mit einer Gedächtnisfeier an 1813 verbunden. So in Müllisch, Merzdorf, Krs. Volkenhain, und Deutsch-Lissa, wo zugleich Gedenksteine eingeweiht wurden.

Am reichsten gestalteten sich naturgemäß die Feierlichkeiten in der Provinzialhauptstadt. Die militärischen Festlichkeiten begannen am 15. Juni mit feierlichen Gottesdiensten in der Barbarakirche, der Kreuzkirche und der Synagoge, sahen für den Morgen des 16. ein großes Wecken vor und gipfelten in der Paroleausgabe um Mittag dieses Tages auf dem Palaisplatze, wo auch der Kaiserfahnen von 101 Schuß gelöst wurde.

Der Magistrat der Stadt Breslau hatte für Montag, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr zu einem Festakte im Stadttheater eingeladen, von dessen Bühne aus Universitätsprofessor Dr. Ziekursch die von Begeisterung getragene Kaiserrede hielt. Das von Kapellmeister Prüwer dirigierte Theaterorchester und der Wäkolbsche M.-S.-V. bewirkten die würdige Umrahmung der Ansprache.

Die Friedrich Wilhelm-Universität und die Technische Hochschule hatten sich für Montag, den 16., vormittags 11 Uhr zu gemeinsamer Feier in der Jahrhunderthalle zusammengetan. Nach erfolgter festlicher Auffahrt des Lehrkörpers beider Anstalten hielt Professor Dr. Rüenthal die Festrede, in der er namentlich der Entwicklung der Naturwissenschaften unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. gedachte. Die Feier erhielt eine besondere Weihe durch die Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste, die selbst von weither herbeigeieilt waren, u. a. der Herren: Professor Heymann aus Marburg, Professor Ottmann aus Freiburg, Professor Dr. Gothein aus Heidelberg, Professor Dr. Berneder aus München, Professor Mittel aus Leipzig, Professor Dr. Hebenmann aus Jena, Professor Dr.-Ing. Müller aus Berlin, Professor Dr. Lüdicke aus Braunschweig, Professor Dr. Burgsch aus Hannover und Professor Dr. Heintke aus München, Geh. Bergat Fischer und Professor Wils von der Bergakademie in Clausthal, sowie durch die mit der Feier verbundene Verkündigung einer Reihe von Ehrenpromotionen der Technischen Hochschule.

Die Breslauer Studentenschaft endlich ließ es sich in jugendlicher Begeisterung nicht daran genügen, an dieser Festlichkeit mitgewirkt zu haben. Sie hatte ein besonderes Festprogramm aufgestellt, das für den Abend des 16. Juni einen Fackelzug nach der Jahrhunderthalle, einen

sch daraanschließenden Begrüßungsabend in der Kongreßhalle und am folgenden Vormittag einen um 11 Uhr beginnenden Festakt in der Jahrhunderthalle vorsah. (Bild auf Seite 537). Die Rede des Universitätsprofessors Dr. Kaufmann bildete hier den Höhepunkt. Einen harmonischen Ausklang aller dieser Festlichkeiten und zugleich den Uebergang zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege aber bildete eine Donnerstag, den 19. Juni, von der studierenden Jugend in dem historischen Rogau veranstaltete Feier, bei der der Rektor der Universität, Dr. Arnold, der Ereignisse der großen Zeit gedachte. A.

## Aus großer Zeit

### Der Trachenberger Plan und Oesterreichs Ansicht.

Nach dem Abschlusse des Bläswitzer Waffenstillstandes gingen von allen Seiten militärische Entwürfe\*) für den kommenden Feldzug im Hauptquartier der Verbündeten ein. Der erste, der die Grundlage für alle späteren Maßnahmen bildete, entstammte der Feder des russischen Generaladjutanten Toll. Er ging zwar von falschen Voraussetzungen aus, zeigte aber tatkräftiges Wollen und ein für die damalige Zeit überraschendes Verständnis für moderne Kriegsführung; nach ihm entschied nicht mehr der Besitz strategischer Punkte, vielmehr war der Angriff des feindlichen Hauptheeres in den Vordergrund gerückt. Leider fand infolge längerer Beratungen in Reichenbach u. E. eine wesentliche Abschwächung der kühnen Idee statt. Wer den Erörterungen beiwohnte, und wer die Umarbeitung vornahm, ist unermittelt geblieben; jedenfalls redigierte Graf Eazo d' Istria das Ganze, und der russische Oberbefehlshaber Barclay de Tolly unterzeichnete es.

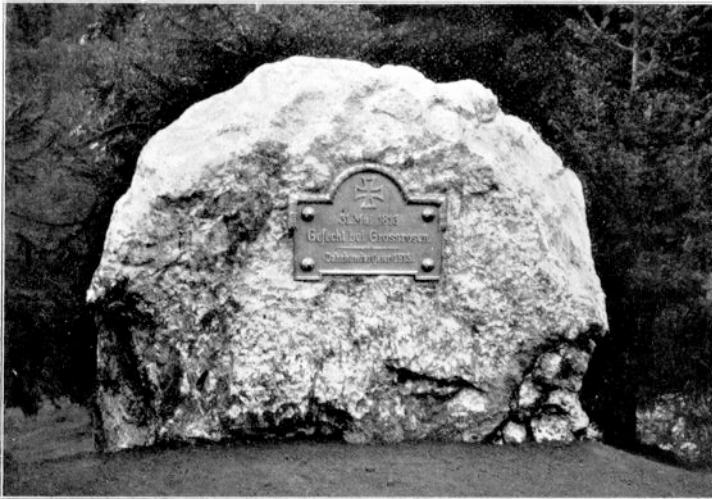
Indessen hatte der österreichische Generalstabschef Radeky auf Wunsch des Fürsten Schwarzenberg eine Denkschrift ausgearbeitet; auch in ihr wurde ein unbeirrtes Vorgehen als Richtlinie angenommen.

General Toll brachte selbst den in Reichenbach abgeänderten Entwurf ins befreundete österreichische Hauptquartier. Da seine und Radekys Auffassung mancherlei Berührungspunkte besaßen, kam in Gitschin bald eine Einigung zustande. Natürlich mußte aber von einem endgültigen Abkommen Abstand genommen werden, bis die Donaumonarchie dem Bunde beitrug.

In Reichenbach waren damals eine ganze Reihe von Vorschlägen eingetroffen, so allein drei des Kronprinzen von Schweden; sie setzten jedoch die Neutralität Oesterreichs voraus und gewannen daher auf die späteren Entschlüsse keinen sonderlichen Einfluß. Mehr war dies der Fall bei dem Entwürfe des preussischen Generals v. d. Kneesebeck; leider erwies sich dieser ungemein vielseitig gebildete Offizier als tief in veralteten Anschauungen befangen. Er setzte seine eigenen, meist von geographischen Verhältnissen ausgehenden Ansichten auch beim Gegner voraus, sah die Lage für sehr bedenklich an und empfahl eine vorwiegend abwartende Haltung. Ferner verdienen die Denkschriften von Müßfling, Boyen und Borstell genannt zu werden, da sie teilweise neue Gedanken vertraten.

Es schien dringend geboten, alle diese verschiedenen Pläne miteinander auszugleichen. Karl Johann von Schweden hatte schon vordem eine Zusammenkunft mit den beiden Monarchen gewünscht. Er hatte von Stralsund aus geschrieben: „Eine Stunde mündlicher Besprechung ist unter den jetzigen dringenden Umständen viel entscheidender als ein monatelanger Briefwechsel.“ So fand denn im Schlosse des Fürsten Hatzfeldt in Trachenberg vom 10. bis 13. Juli eine wichtige Zusammenkunft statt. Die verschiedenen Berichte über jene denkwürdigen Tage widersprechen sich leider recht erheblich. Die zuverlässigsten Angaben macht wohl Woyznar, der auch Ordnung in die verwirrten Daten brachte. Den 10. Juli

\*) Verall. u. a. die Werte des Chefs der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes, des Generalmajors Friedrich.



phot. Ernst Seiler in Striegau

## Jahrhundert-Denkstein in Groß Rosen, Krs. Striegau

füllten Besuche und einleitende Besprechungen. Am 11. Juli fand die erste Aussprache zwischen dem österreichischen Gesandten Stadion und Karl Johann statt. Es galt, den mit starkem Mißtrauen erfüllten Thronfolger für die große Sache zu gewinnen. Dazu bedurfte es Stadions ganzer Beredsamkeit. Leider mußte — eingegangener Verpflichtungen gegen Kaiser Franz wegen — der Reichenbacher Vertrag bei dieser Verhandlung verheimlicht werden; man konnte nur Briefe und mündliche Versicherungen ins Feld führen. Daß es dennoch durch mehrfache Unterredungen gelang, Karl Johann zu gewinnen, bleibt eines der Hauptverdienste Stadions.

Am Nachmittage des 12. Juli schritt man zum eigentlichen Kriegsrat; wahrscheinlich fand er im hohen Kuppelsaale des Schlosses statt. Nach langen Verhandlungen faßte der Kronprinz von Schweden dessen Ergebnis in mehrere Punkte zusammen, und Toll (Löwenbilm?) schrieb sie nieder, worauf Bernadotte noch einige unwesentliche Aenderungen vornahm.

Am nämlichen Abend reiste der Kronprinz von Schweden nordwärts. Der Zar und Friedrich Wilhelm III. verließen Trachenberg in der Frühe des nächsten Tages. Obgleich die Verhandlungen geheim gehalten werden sollten, wußte sich Napoleon doch durch Bestechung Kenntnis davon zu verschaffen.

Den 16. Juli traf das Protokoll in Sitschin ein. Aus ihm ging hervor, daß die zahlenmäßigen Verhältnisse für die Verbündeten wesentlich besser lagen, als ein zwischen von Radeky entworfener neuer Plan sie annahm. Dennoch entschloß man sich in Rücksicht darauf den Trachenberger Entwurf abzuändern: der in ihm ausgesprochene Gedanke einer Offensive auf der ganzen Front mußte ausgemerzt, die dort nur der schlesischen Armee auferlegte Vermeidung jeder Schlacht mit einem stärkeren Gegner auf die Gesamtheit ausgedehnt werden. Wie dies geschah, blieb in Dunkel gehüllt; schriftliche Abmachungen sind in den betreffenden Archiven nicht vorhanden. Diese Tatsache mag zunächst auffallend erscheinen, ist aber doch erklärlich; man gelangte wahrscheinlich erst garnicht zur Aufstellung eines fest formulierten Entwurfes. Als der auf dem Haxfeldtschen Schlosse entstandene Plan des direkten konzentrischen Angriffs aller drei Heere fallen gelassen wurde, ergab sich der von Karl Johann ausgesprochene und von Oesterreich aufgegriffene Gedanke ganz von selbst. Die drei Hauptquartiere regelten die Ausführung unabhängig von einander oder infolge andauernder Verabredungen. Den durch Verschmelzung entstandenen endgültigen Richtlinien

legte man die der Wirklichkeit nicht entsprechende Bezeichnung „Trachenberger Protokoll“ bei. Es ist eigenartig, daß er sogar in der Selbstbiographie Radekys so genannt wird! Die maßgebenden Persönlichkeiten waren sich aber des Unterschieds beider Entwürfe und ihrer nachherigen Vereinigung bewußt. Der russische Oberbefehlshaber sprach in einem Schreiben (Kopie im Kriegsarchiv zu St. Petersburg) ausdrücklich von den in Trachenberg entworfenen und von den späteren Direktiven. Allmählich ging diese Kenntnis verloren; die Welt gewöhnte sich daran, jene ersten Abmachungen als abschließend anzusehen. Erst neuerer Forschung blieb es vorbehalten, Aufklärung zu schaffen. Sie kommt zu dem Resultat: das „Trachenberger Protokoll“ ist als Durchgangsstadium zum „Trachenberg-Reichenbacher Plane“, der wahren Grundlage aller nachfolgenden kriegerischen Maßnahmen, zu betrachten! Es ist aber leider selbst heute nach 100 Jahren noch nicht möglich, den Text des endgültigen Entwurfes mitzuteilen. Als im November 1813 Schwarzenberg dem Zaren in Frankfurt a. M. seine Gedanken über den Krieg in Frankreich unterbreitete, wies er auf die im vergangenen Feldzuge maßgebend gewesenen Grundsätze hin. Man dürfte kaum in der Annahme fehlgehen, daß hiermit wenigstens im allgemeinen der Sinn jener letzten Vereinbarungen wiedergegeben ist. Der Oberbefehlshaber fügte diesen Gesichtspunkten, die er irrtümlich als nur in Trachenberg gefaßt bezeichnete, die Bemerkung hinzu, eben sie hätten zur Vereinigung der drei Heere im feindlichen Hauptquartier und damit zum Siege von Leipzig geführt.

Hand in Hand mit den militärischen Vorbereitungen gingen diplomatische Verhandlungen. Vorzüglich müssen hervorgehoben werden die Subsidientrattate vom 14. und 15. Juni aus Reichenbach bezw. Peterswaldbau und der bedeutungsvolle „Reichenbacher Vertrag“ (27./15. d. Mts.) mit Kaiser Franz, in dem sich dieser verpflichtete, dem Bunde gegen Napoleon beizutreten, falls jener nicht bis zum 20. Juli die von Oesterreich vorgeschlagenen Bedingungen annehme.

Die Verhandlungen zwischen Kaiser Franz und Napoleon wurden indessen intensiv geführt und erreichten ihren Gipfelpunkt in einer achtsündigen Unterredung Napoleons und Metternichs im Palaste Marcolini in Dresden.

So brach der denkwürdige 10. August 1813 an. Der österreichische Minister hatte von ihm schon Ende Juli vorausgesagt, er werde der „Schlußtag unserer gegenwärtigen Beziehungen zu Frankreich sein.“ Vergeben





Einweihung der neugeschaffenen Walderholungsstätte bei Haynau

beschwor Caulaincourt Napoleon, nachzugeben. Als die Glocken Prags die Mitternacht verkündeten und der letzte Ton verhallte, erklärten Humboldt und Anstett, die in fieberhafter Spannung, mit der Uhr in der Hand im Salon der Herzogin von Sagan diesen Zeitpunkt herbeigesehnt: ihre Vollmachten seien erloschen. Wenige Minuten später unterzeichnete Metternich die schon vorbereitete Note an den Herzog von Vicenza, „daß Oesterreich dem russisch-preussischen Bündnisse beitrete und am Wiederbeginn der Feindseligkeiten teilnehmen werde.“ Gleichzeitig wurden dem französischen Gesandten seine Papiere zugestellt. Brennende Fanale kündeten allenthalben durch Böhmen den Wiederbeginn des Freiheitskampfes unter Mitwirkung der Donaumonarchie; von den dunklen Ruppen des Erzgebirges flammten glühendrot die Zeichen des beginnenden Völkerkrieges auf. Am Morgen des 11. August spielte der optische Telegraph des Generalkommandos zu Prag unausgesetzt. Mit dem 17. August, dem Todestage des großen Friedrichs, lief die Ruhezeit ab. Das Schicksal hatte entschieden, eine neue Epoche der Weltgeschichte brach herein.

Viktor Schacke

### Denkmäler

**Gedenksteine in Groß Rosen, Säbersdorf und Pläswitz.** In Groß Rosen, zwischen Striegau und Jauer, kam es am 31. Mai zu einem Gefechte zwischen den vereinigten Franzosen und Württembergern (vom Bertrandschen Korps), die unter dem französischen General Franquemont standen, und den Russen, welche die Höhen zwischen Seckerwitz und Groß Rosen besetzt hatten. Der französische Marschall Macdonald, der bei Jauer stand, überschätzte die Streitkräfte der Russen und befahl langsames Vorgehen. Daher erfolgte erst nachmittags 4 Uhr der volle Angriff durch die 2. Württembergische Infanterie-Brigade, die den nördlichen Teil des Dorfes bis zur Kirche eroberte. Da erhielten die Russen Verstärkung durch die Brigade Roth. Nun zwang man die Württemberger zur Räumung des Dorfes. Bis 10 Uhr abends dauerte der Kampf. Der Feind zog sich in der Nacht nach Jauer zurück. Der größte Teil des Dorfes Groß Rosen ging in Flammen auf. (Siehe Heft 2, S. 34).

Zur Erinnerung an diesen Kampf wurde am 1. Juni in Groß Rosen ein Gedenkstein eingeweiht. Auf dem Plaze vor der evangelischen Kirche, mit der Front nach der Dorfstraße zu, erhebt sich ein 130 Zentner schwerer

Granitblock, in den eine Bronzetafel eingelassen ist mit der Inschrift: „31. Mai 1813 Gefecht bei Groß Rosen. Jahrhundertfeier 1913.“ (Bild auf Seite 539). Die Einweihungsfeier gestaltete sich zu einem großartigen Volksfeste, an dem sich außer den Vereinen des Ortes und der Umgebung auch das Kadettenkorps aus Wahlstatt beteiligte. Direktor Roth vom „Martinshaufe“ hielt eine begeisterte Ansprache. Von ihm stammt auch eine Feestschrift, die unter dem Titel „Das Gefecht bei Groß Rosen am 31. Mai 1813“ aufgrund von zahlreichen Quellschriften, von Briefen aus dem Besitze alteingesessener Familien und von mündlichen Ueberlieferungen, die in den im Gefechtsfelde gelegenen Ortschaften gesammelt wurden, die Leidenszeit der Bewohner von Groß Rosen und der Umgebung dieses Ortes vor 100 Jahren schildert.

Am selben Tage fanden zwei weitere historische Gedenkfeiern im Striegauer Kreise statt.

In Säbersdorf wurde eine am evangelischen Pfarrhaufe angebrachte Gedächtnistafel enthüllt, die der Kgl. Landrat des Kreises, Freiherr von Richthofen-Säbersdorf, gestiftet hat. Ihre Inschrift lautet: „Am 1. Juni 1813 kam hier im alten Säbersdorfer Pfarrhaus zwischen den Bevollmächtigten Preußens und Rußlands, den Generalleutnants von Kleist und Graf von Schuwalow, und dem französischen General Graf von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, eine 36 stündige Waffentube zum Abschluß. Sie führte zu dem am 4. Juni 1813 in Pläswitz geschlossenen, für unser Vaterland so bedeutungsvollen Waffenstillstand.“ Darunter befindet sich das Einweihungsdatum: 1. 6. 1913. Freiherr von Richthofen-Säbersdorf und Pastor Gottwald hielten Ansprachen. Gesänge umrahmten die würdige Feier.

In Pläswitz hat der derzeitige Schloßherr, Freiherr von Buddenbrock, an der Vorderseite des Schloßes gleichfalls eine Erinnerungstafel anbringen lassen, deren Enthüllung auch am 1. Juni d. Js. stattfand. Der Text der Gedenktafel lautet: „Vom 1.—4. VI. 1813 wurde dies Schloß den Generalen Kleist, Schuwalow, Caulaincourt zum Abschluß des Waffenstillstandes, der für Napoleon I. verhängnisvoll wurde, vom Frh. v. Buddenbrock zur Verfügung gestellt.“ Im Weisem hoher Gäfte und des Militärkameradenvereins Pläswitz-Metschkau-Zuckelnick hielt Baron von Buddenbrock die Festrede. Ein großes Volksfest mit Belustigungen aller Art schloß sich der Feier an.



phot. Richard Gebauer in Bunzlau

## Einweihung der Gedenktafel für Frau v. Bonin in Bunzlau

Die vielumstrittene Frage, ob der Waffenstillstand in Pläswitz oder in Poischwitz, Krs. Jauer, abgeschlossen worden ist, dürfte zu gunsten von Pläswitz endlich entschieden sein. Die Doktorarbeit von F. Le Fèvre „Der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813“ erbringt an der Hand von Urkunden aus dem preußischen, französischen und russischen Staatsarchiv, sowie von Briefen der beteiligten Staatsmänner den Beweis, daß nur Pläswitz in Frage kommen kann. Interessant ist nun eine Antwort, die einem Mitarbeiter des „Liegnitzer Tageblattes“ auf eine Anfrage beim Chef des Generalstabes der Armee, Grafen von Moltke, zugeht. Sie lautet: „Euer Wohlgeboren erwidere ich auf das Schreiben vom 15. d. Mts. ergebenst folgendes: Die Waffenstillstandsverhandlungen fanden in der Zeit vom 30. Mai bis 4. Juni zuerst in Kloster Wahlstatt, südöstlich Liegnitz, dann in den Ortschaften Gäbersdorf und Pläswitz, zwischen Striegau und Neumarkt, statt. Nachdem am 4. Juni zu Pläswitz vollkommene Einigung herbeigeführt war, wurden die Vertragsinstrumente durch Berthier und Barclay vollzogen und am 5. Juni zu Poischwitz, südlich von Jauer, ausgetauscht. J. A. Freiberger von Freitag.“ Nach den Darlegungen Le Fèvre's (eines Deutschen) ist jedoch auch der Austausch der Urkunden nicht in Poischwitz, sondern in Pläswitz erfolgt. Görlich

**Gedenktafel für Frau von Bonin in Bunzlau.** Eine erhebende patriotische Feier veranstalteten am 16. Juni die Frauen Bunzlaus. Sie galt der Ehrung der Frau von Bonin, deren Verdienst um das Vaterland in den Zeiten der Erniedrigung Preußens wir bereits im IV. Jahrgange unserer Zeitschrift auf S. 232 ausführlich gewürdigt haben. Ihr haben die Frauen Bunzlaus als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit ein Bronzerelief gestiftet. Frau Jenny von Bary-Doussin, eine geborene Bunzlauerin, hat im Auftrage der Stifterinnen eine künstlerisch bedeutende Gedenktafel geschaffen, die, etwa 2,20 Meter lang und 1,60 Meter hoch, an der östlichen Wandfläche des Rathauses angebracht ist. Das Relief stellt den Moment dar, in dem Frau von Bonin dem französischen General den Degen abfordert. Unter den

an der Enthüllungsfest teilnehmenden Ehrengästen der Stadt befanden sich auch die Angehörigen des Urtekels der gefeierten Frau von Bonin, des in Berlin-Friedenau lebenden Künstlers und Schriftstellers Richard Winker. Ein Schülerchor sang das „Vaterländische Festlied“ von Kreuzer, die Vortragskünstlerin Frä. Nitschke und Bürgermeister Richter hielten patriotische Ansprachen.

## Bauten

**Walderholungsstätte im Haynauer Stadtforst.** Der 1907 in Haynau unter Vorsitz des Bürgermeisters Ott gegründete Ortsauschuß des Schlesischen Provinzialvereins zur Bekämpfung der Lungentuberkulose konnte am 24. Mai im Haynauer Stadtforst eine unter mancherlei Mühen und Schwierigkeiten zustande gekommene Walderholungsstätte einweihen, die namentlich zur Aufnahme armer tuberkulöser Kinder bestimmt ist. Sie liegt inmitten des ca. 6000 Morgen großen, an Naturschönheiten reichen Haynauer Stadtfortes; der geräumige Bauplatz wurde seitens der Stadt unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Das in ausgemauertem, weißgefügtem Fachwerk ausgeführte einstöckige, schiefergedeckte Haus macht trotz seiner Schlichtheit einen überaus freundlichen Eindruck. Es ist nach dem Plane des Stadtbaumeisters Gaden errichtet und enthält 3 große Schlaffsäle mit 36 Betten, 2 Zimmer mit 6 Betten, ein Zimmer für 2 mit der Pflege der Kinder betraute Schwestern und eine aus 3 Räumen bestehende Wohnung für den Hausverwalter, ferner einen großen Ess- und Spielsaal, eine offene geräumige Veranda, ein modernes Brausebad und Nebenräume.

Um das Haus herum ist ein großer Spiel- und Tummelplatz angelegt, auf dem Bänke, schattige Lauben und laufschige Plätze vorhanden sind; dieser Spielplatz wird umfäumt von etwas höher gelegenen, einfachen, dem Waldcharakter angepassten gärtnerischen Anlagen, die ebenfalls Ruheplätze und Bänke aufweisen. Die Verbindung zwischen dem Spielplatz und den Anlagen wird durch mehrere terrassenförmige Treppen vermittelt, welche,

aus Naturholz hergestellt, die Gesamtanlage noch reizvoller gestalten.

Die Kosten des umfangreichen Gebäudes, das ca. 500 Quadratmeter groß ist, stellen sich auf rund 26 000 Mark. Diese Summe ist mit Unterstützung der Stadt, des Provinzialvereins, der Landesversicherungsanstalt, des Berliner Zentralkomitees und zahlreicher Gönner aufgebracht worden; ein wesentlicher Beitrag wurde durch eine Lotterie erzielt.

Der Einweihung, bei der Bürgermeister Ott die Festrede hielt, wohnte auch Landrat von Rothkirch-Trach bei.

### Grundsteinlegungen

**Evangelische Kirche in Hermsdorf, Kr. Waldenburg.** In Gegenwart des Generalsuperintendenten D. Nottebohm fand am 18. Juni die Grundsteinlegung zur evangelischen Kirche in Hermsdorf statt. Aus Pietät hatte man den Tag gewählt, an welchem vor 171 Jahren der Grundstein zu dem längst abgebrochenen ersten evangelischen Bethause in Waldenburg gelegt wurde. Der Bauplatz liegt in der Mitte des Dorfes. Das Bauprojekt stammt von Stadtbaumeister Rogge in Waldenburg; die Kosten des Baues sind auf 137 000 Mark veranschlagt. Zu ihnen trägt die Kirchengemeinde Waldenburg 40 000 Mark bei, 35 000 Mark sind vom Schlesischen Freireisegeldfonds zugesichert worden, 20 000 Mark stiftete Frau Gutsbesitzer Erno Böhm, 5000 Mark das Steinkohlenwerk Vereinigte Glückhils-Friedenshoffnung, 5000 Mark der verstorbene Grubenrepräsentant Sprotte und 2000 Mark die politische Gemeinde Hermsdorf. Bei den Schachtarbeiten stieß man auf zwei ausstreichende Kohlenflöze, die tiefe Fundamente mit fester Verankerung notwendig machten.

### Zubiläen

**Ein Jubiläum der Oberschlesischen Eisenbahn.** Die Linie Brieg-Oppeln bestand am 28. Mai siebenzig Jahre. Am 28. Mai 1843 wurde die Bahn von Brieg bis Oppeln in Betrieb gesetzt.

**Ein Jubiläum der Breslauer „Elektrischen Straßenbahn.“** Vor zwanzig Jahren, am 14. Juni 1893, eröffnete in Breslau die erste „Elektrische Straßenbahn“ ihren Verkehr. 16 Jahre vorher, am 10. Juli 1877, war, weil für die gewaltige Entwicklung Breslaus die Droschken und die 1862 eingerichteten Omnibusse lange nicht mehr hinreichten, die erste Linie einer „Straßen-Pferdebahn“ mit kleinen Wagen vom Anfange der Klosterstraße nach dem Kroll'schen Wintergarten (Scheitnigerstraße 29) und nach Scheitnig eröffnet worden. Der Pferdebahnbetrieb hatte sich bis 1888 auf eine Länge von 33 Kilometer ausgedehnt. Diese Breslauer Pferde-Straßenbahn führte am 6. August 1901 ebenfalls den elektrischen Betrieb ein. 1902 kam dann noch die „Städtische Straßenbahn“ hinzu. 1911 wurde die Breslauer Straßen-Eisenbahn mit der Städtischen Straßenbahn vereinigt. P. S.

### Zur Siedelungskunde

**Auflösung der Gemeinde Klein Schweinern.** Die im Kreise Trebnitz gelegene Dorfgemeinde Klein Schweinern ist zu Beginn dieses Jahres aufgelöst und eine Besetzung nach Wernsdorf, die übrigen nach Maffel eingemeindet worden. Den Antrag dazu hat die Gemeinde selbst gestellt. R. N.

### Aus der Sammelmappe

**Schloß Pläswitz.** Das dem Freiherrn Erich von Buddenbrock gehörige Schloß Pläswitz im Kreise Striegau ist nicht nur wegen des in seinen Räumen geschlossenen Waffenstillstandes, sondern auch als Bauwerk an und für sich erwähnenswert. Nach dem zweiten schlesischen Kriege heiratete General-Feldmarschall Freiherr von Buddenbrock, damals Gouverneur von Breslau, Beate Abigael von Nostitz, geb. von Siegroth, welche die Herrschaften Pläswitz und Laasan besaß. Diese Heirat ver-

mittelte Friedrich der Große selbst, der für den schon 70-jährigen Freiherrn von Buddenbrock bei der ebenfalls schon bejahrten Freifrau von Nostitz den Brautwerber machte. Feldmarschall von Buddenbrock war es gewesen, der einst als Vorsitzender des Kriegsgerichts einer Verurteilung des Kronprinzen zum Tode aufs entschiedenste widerstand. Friedrich der Große bewahrte ihm stets dankbare Verehrung. Freifrau von Nostitz hinterließ Pläswitz ihrem Stiefsohne, dem Generalleutnant von Buddenbrock (Bild auf S. 550).

Das Schloß ist ein dreiteiliger Bau, dessen Mittelteil durch einen vortretenden, vieredigen Turm mit Galerie und eine einmal durchbrochene hohe Renaissancehaube eine wirkungsvolle Belebung erhält. Der linke Flügel ist der älteste, anscheinend der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstammende Teil des Schloßbaues. Letzterer zeigt auf abfallendem Terrain zwei unregelmäßig mit den Schmalseiten aneinandergesetzte rechteckige Steinbauten. Der an den Mittelbau des Schlosses stoßende besitzt an der freien Ecke einen turmartigen Rundbau. Der andere zeigt an der freien Schmalseite im Erdgeschoß eine Ab- rundung, die mit Schießscharten versehen ist. Die Ab- rundung des Seitenflügels gehörte einstmals zu einem Turm, der offenbar abgebrannt ist, worauf dem stehengebliebenen runden Grundbau ein viereckiges Obergeschoß mit vorspringendem Erker aufgesetzt wurde. Das Schloß wird noch heute auf drei Seiten von einem Wallgraben umgeben. Im ersten oberen Stockwerk befindet sich die historische Halle, in welcher am 4. Juni 1813 der Waffenstillstand zum Abschluß kam. Das Gemach enthält nebst alten, zum Teil eigenartigen Sesseln einen schönen Kamin (Bild S. 551). Zur Rechten des Kamins sehen wir das Porträt der Liebblingsschwester Friedrichs des Großen, der Markgräfin von Bayreuth, links ein Porträt des Feld- marschalls von Lehwald, eines Schwiegersohnes des Feld- marschalls von Buddenbrock. Alle drei sind von Pesne, einem zur Zeit Friedrichs des Großen geschätzten Porträ- tisten, gemalt. In dem Zimmer zur Rechten dieser Halle fesseln unsern Blick gleichfalls von Pesne herrührende Gemälde. Das eine zeigt ein Jugendbildnis König Fried- richs II., die beiden andern Freifrau B. A. von Nostitz und General-Feldmarschall von Buddenbrock.

Der jetzige Besitzer ist ein namhafter Rennreiter, wovon ein Schrank voller Ehrenpreise Zeugnis ablegt. Die Ehrenpreise sind zum großen Teil in Hindernissen, zum kleineren Teil in Springkonkurrenzen gewonnen worden. Die Herrschaft Pläswitz ist in Fachkreisen be- kannt durch das dem Freiherrn gehörige Vollblutgestüt. Frik Mielert

### Musik

**Vom 18. Schlesischen Musikfest.** Man darf es jetzt nach dem glänzend verlaufenen 18. Schlesischen Musikfeste ruhig sagen, daß seine Veranstalter bis wenige Tage vor Beginn sorgenvoll in die Zukunft schauten. Denn die nur zweijährige Pause seit dem letzten Feste, die Jahr- hundertausstellung in Breslau, die Ausstellung in Leipzig, das Deutsche Musikfest in Berlin waren Faktoren, die in ihrem hinderndem Einflusse nicht zu unterschätzen waren. Da aber der Besuch aus der Stadt Görlitz selber und der nächsten Umgebung an allen drei Festtagen über Erwarten stark war, (zweimal war die etwa 3000 Personen fassende Görlitzer Stadthalle an den Haupt- aufführungen ausverkauft), so dürfte das Schreckgespenst „Defizit“ in eitel Dunst zerfallen sein. Den minder- bemittelten Volksschichten hatte man gegen ein geringeres Entgelt die Haupt- und Generalproben geöffnet und dadurch schon bei den Proben durchweg ausverkaufte Häuser erzielt.

In der Programmzusammenstellung hatte man zum ersten Male auch moderne Komponisten zu Wort kommen lassen. Bezeichnend ist, daß es gerade das Werk eines Modernen wie Gustav Mahler war, das den stärksten Erfolg hatte. Seine große aufgebaute II. Symphonie mit dem





phot. R. Jaensch in Breslau

## Taufe des Ballons „Breslau“ durch Oberbürgermeister Matting

einzigartigen, machtvollen Auferstehungsmotiv zum Schluß faszinierte die Zuhörer geradezu. Ein Teil der begeisterten Ovationen galt auch dem Generalmusikdirektor Steinbach (Köln), der sich in die mit eigenartigen Lichtern durchwebte Symphonie tiefinnerlich hineingearbeitet hatte, sowie der 107 Instrumente starken Kgl. Kapelle aus Berlin und dem 650 Stimmen starken Chor. Nicht so freundlich wurde Wolf-Ferraris Sondernichtung „La vita nuova“ aufgenommen, die Kgl. Hof- und Domchordirektor Prof. Rüdell (Berlin) leitete. Des Russen Glazunows Violinkonzert in A-moll mit Prof. Fleisch (Berlin) als Solisten hatte namentlich wegen der sauberen Wiedergabe einen guten Erfolg.

Der erste Tag war in der Hauptsache Beethoven gewidmet, dessen V. Symphonie in E-moll unter Steinbach einen ähnlichen Erfolg hatte wie die „Fünfte“ von Brahms, die am 3. Tage gehört wurde. Beethovens Missa solemnis hatten wir unter Munks Leitung 1911 schöner gehört als jetzt unter der Stabführung Prof. Rüdells. Dagegen gestaltete Frederic Lamond (Berlin) das großartige G-dur-Klavierenkonzert zu einem unerwarteten Erlebnis für die Besucher. Mit Szenen aus dem 3. Aufzuge des „Parsival“ von Richard Wagner klang das Musikfest weisevoll aus. Einen prächtigen Gurnemann ließ Karl Braum (Berlin) entstehen; Thomas Denys als Amfortas und George A. Walter als Parsival fielen der solistischen Leistung Brauns gegenüber ab.

Unter den regelmäßigen Besuchern aller Festschausführungen bemerkte man u. a.: den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit Gemahlin, den Protektor der Schlesischen Musikfeste, Grafen Volklo von Hochberg, Prinzessin Elisabeth von Ratibor, Graf R. v. Püdler (Ober-Weistritz), Graf und Gräfin von Moltke (Greifau), Freiherrn von Rechenberg und den Regierungspräsidenten Freiherrn von Scherr-Loth.

P. S.

## Sport

**Taufe des Ballons „Breslau“.** Am letzten Mai-sonntag fand in Breslau eine Ballontaufe des Schlesischen Vereins für Luftfahrten statt. Der neue Ballon faßt 1680 cbm und gilt als Ersatz für den verkauften Ballon Rübzahl. Die Taufe nahm Oberbürgermeister Matting vor. Dieser hob in der Taufrede die Verdienste des Schlesischen Vereins für Luftfahrten hervor und den Wert des Freiballons im Kriegsfall. Zum Schluß brachte er ein Hoch auf den Kaiser aus und taufte den Ballon mit flüssiger Luft auf den Namen „Breslau“. Darauf stieg der Ballon unter Führung von Universitätsprofessor Dr. von dem Borne auf, und ihm folgten die Ballons „Windsbraut“ und „Schlesien“, geführt von Zimmermeister Valentin und Dr. Dantworth. Die Ballons nahmen die Richtung auf Oberschlesien, wo sie nach dreistündiger Fahrt glatt landeten.

**Breslauer Reit- und Fahrturnier.** Das diesjährige Reit- und Fahrturnier in Breslau-Süd war an beiden Tagen, Sonnabend, dem 7. und Sonntag, dem 8. Juni, von schönem, warmem Wetter begünstigt. Von hervorragenden Persönlichkeiten waren u. a. der Protektor der Veranstaltung, der Kommandierende General des VI. Armeekorps, General der Infanterie von Brückelwitz, Oberpräsident Dr. von Suenther, General der Infanterie z. D. von Woyrsch, General der Kavallerie z. D. Freiherr von Bissing, Stadtkommandant Generalleutnant Schalscha von Ehrenfeld, Regierungspräsident Freiherr von Eschammer und Polizeipräsident von Oppen erschienen. Bei den Konturrenzen wurde durchweg Vorzügliches geleistet. Die Dressurprüfung für Chargenpferde gewann Oberleutnant von Nulock (4. Husaren) auf seiner Rappstute „Tarantella“, das Jagdspringen Rittmeister von Günther



(6. Malen) auf seinem Wallach „Ziegmund“, das Damenreiten Fräulein von Veltheim auf der Rittmeister von Sterkow gehörigen Stute „Olympia“, die große Dressurprüfung Oberleutnant von Kochow auf seinem Wallach „Gull Pot“, die Reitpferd-Eignungsprüfung Oberleutnant von Saurma (1. Kür.) auf Fräulein von Kessel-Eutsch's Fuchswallach „Fint“ und das Preishochspringen Leutnant Graf von Blauen (12. Husaren) auf seinem Wallach „Mars“. Am zweiten Tage erfocht Oberleutnant von Saurma auf Freiherrn von Kessel-Eutsch's Fuchsstute „Royal Mitreß“ einen weiteren Sieg in der Reitpferd-Eignungsprüfung für Pferde aller Länder, Leutnant von Keschüßli (1. Kür.) siegte auf Freiherrn von Buddenbrocks Stute „Alla“ im Jürländer-Jagdspringen, Leutnant Graf Saurma (1. Kür.) auf Freiherrn von Buddenbrocks Schimmelwallach „Sicry“ im schweren Jagdspringen. Die Eignungsprüfung herrschaftlicher Gespanne gewann Rittmeister von Bloez (1. Kür.) mit Kammerjunker G. von Johnston's Dogcart, bespannt mit der Fuchsstute „Alice of Ehort“. Die Dressurprüfung für alte Remonten holte sich das 8. Dragonerregiment.

Die ganze glänzende Veranstaltung und ihre reiche Beschickung erwießen aufs neue die hohe Stufe, auf der sich der deutsche Reit- und Pferdesport befindet. H.

**Sportrückblick.** Die Frühjahrsaison wurde am 30. März mit einer Auto- und Motorradrennfahrt nach Schweidnitz eröffnet, die im Auto Paul Scholz gewann, der 360 Kilometer in 5 Stunden 58 Minuten zurücklegte. Von den Motorradfahrern siegte Joseph, der 202 Kilometer in sechs Stunden fuhr.

Am 6. April wurde im Fußballspiel die süddeutsche Meisterschaft ausgetragen; es siegte Fußballklub „Preußen“ (Kattowitz) über Sportklub „Askania“ (Forst) mit 2 : 0; bei Halbzeit stand das Spiel 1 : 0.

Am 12. und 13. April fand im Hallenschwimmbade ein großes internationales Wettschwimmen statt. Die Staatspreistafette, die Prinz Friedrich Wilhelmstafette, die Stadtpreistafette, die Juniortafette, die Jugendstafette, die Jugendbruststafette wie die Jugendjuniorstafette gewann der Schwimmklub Borussia-Silesia, das Brustschwimmen für Senioren der Olympiafischer Badhe vom Alten Schwimmverein, das Hauptspringen Böhme vom Ersten Wiener Amateur-Schwimmklub, das Kürspringen Murawski vom Spandauer Schwimmklub von 1904, die beiden Nudelschwimmen für Senioren Erich Pusch vom Schwimmklub Borussia-Silesia, das Seniorseitenschwimmen Kunisch vom selben Verein, das Tellertauchen Willy Pfeiffer, ebenfalls vom Schwimmklub Borussia-Silesia, das Wasserballspiel derselbe Verein, den Kopfweitsprung Kunz vom nämlichen Verein.

Am gleichen Tage fand in Grünheide das erste Radrennen statt. Den großen Frühjahrspreis von Breslau gewann Walthour vor Scheuermann, Vanderstuyft und Stellbrink; er legte 30 Kilometer in 25 Min. 45 Sek. und den weiteren Lauf über 20 Kilometer in 17 Min. 31 Sek. zurück. Im Eröffnungsrennen siegte Lorenz, ebenso im Prämien- und Vorgabefahren.

Bei der Wiederholung des Fußballkampfes um die Meisterschaft des süddeutschen Kreises siegte an diesem Tage „Askania“ (Forst) über „Preußen“ (Kattowitz) mit 4 : 0. Am 4. Mai siegte eine zusammengesezte Breslauer Mannschaft gegen die Vertreter Oberschlesiens mit 3 : 2.

Am selben Tage fand das zweite Radrennen in Grünheide statt. Bei ihm entpuppte sich der Breslauer Thomas als vorzüglicher Dauerfahrer. Er gewann den großen Odepreis vor Demke, van Aek und Didien und schlug mit 74,3 Kilometer den von Scheuermann aufgestellten Stundenrekord der Bahn. Im 10 Kilometer-Rekordfahren wurde Thomas zweiter hinter Demke. Den Maienpreis gewann Lorenz, ebenso das Vorgabefahren für Berufsfahrer. Im Tandemfahren siegten Rebra-Schrage, im Eröffnungsfahren für Herrenfahrer Müller, im Vorgabefahren Goddek.

Beim Pfingstrennen in Breslau-Süd siegten im Maijagdrennen Brümmers „Mortimer II“ (Kocholag), im Marsjagdrennen Rittmeister Graf Strachwiz's „South“ (Lt. Graf Strachwiz), im Frühjahrs-Hürdenhandicap Max Lehmanns „Schönbrunn“ (Kocholag), im Bettbauer Jagdrennen Graf Bethusy-Hues „Handlit“ (Lt. Graf Saurma), im Tribünenjagdrennen von Lieres' „Mandoline“ (Schiemann), im Romolkwitzer Jagdrennen von Sydows „Chansine“ (Besitzer), im Sulauer Jagdrennen blieb totes Rennen zwischen Jaek-Jeffes „Master Boocs“ (Lt. Stresemann) und von Kellers „Eijel Rappal“ (Lt. von Hohberg).

Am Pfingstmontag kamen im Sportpark Grünheide leichtathletische Schülerwettkämpfe zum Austrag.

Am Sonntag nach Pfingsten siegten in Breslau-Süd im Maijagdrennen von Wallenberg's „Raubgefell“ (Th. Bastian), im Korpsjagdrennen Rittmeister Graf Strachwiz' „South“ (Besitzer), im Kirschblüte-Hürdenrennen Wernig's „Chantecler“, im Kronprinz Wilhelm-Jagdrennen Graf Bethusy-Hues „Bulawayo“ (Lt. Graf Saurma), im Preis von Tiergarten Prinz M. zu Schaumburg-Lippe's „Freude“ (Lt. Graf Hohenau), im Scheitniger Jagdrennen Hauptmann Kurtz's „Boabdil“ (Bastian) und im Tinzler Jagdrennen Graf Lehdorff's „Ziu-Zitsu“ (Besitzer).

Bei dem Straßenrennen „Rund um den Zobten“ blieb in der Gruppe A Radfahrerverein „Germania“, in der Gruppe B Radfahrerverein „Falke“ Sieger.

Bei dem Fußballspiel der englischen Bolton-Wanderer gegen eine Vertretungsmannschaft Breslau wurden die Engländer überlegene Sieger. G. H.

## Persönliches

Am 2. Juli vollendete der Geh. Oberregierungs-Rat Professor Dr. **Julius Raschdorff** in Berlin sein 90. Lebensjahr. 1823 zu Pleß (Schlesien) geboren, erhielt er seine Ausbildung auf der Bauakademie in Berlin, war dann eine Zeitlang als Bauführer tätig und wurde 1853 Stadtbaumeister in Köln a. Rh. 1878 folgte er einem Rufe als Professor an die Bauakademie in Berlin, wurde gleichzeitig zum Baurat ernannt und wirkte mit dem Titel eines Geh. Regierungsrats als Professor an der technischen Hochschule in Berlin. Er ist Mitglied der preussischen Akademien der Künste und des Bauwesens. Er schuf u. a. das Wallraf-Richartz-Museumgebäude in Köln, das neue Stadttheater, die Provinzialgewerbeschule, das Gymnasialgebäude in Bielefeld, das rheinische Provinzialständehaus in Düsseldorf, die Reichspostgebäude in Braunschweig, Heidelberg und Münster, den Bahnhof in Münster, die englische Kirche im Garten des Schlosses Monbijou in Berlin, die Gruftkapelle für Kaiser Friedrich bei der Friedenskirche in Potsdam und den neuen Dom in Berlin.

## Kleine Chronik

### Mai

26. Der König von Sachsen mit Prinz und Prinzessin Johann Georg von Sachsen, sowie der König von Württemberg passierten Breslau, um in Sibyllenort bezw. Karlsruhe Aufenthalt zu nehmen.

26. Der Zentralverein für deutsche Binnenschifffahrt beginnt im Hause der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur seine diesjährige Tagung.

## Die Toten

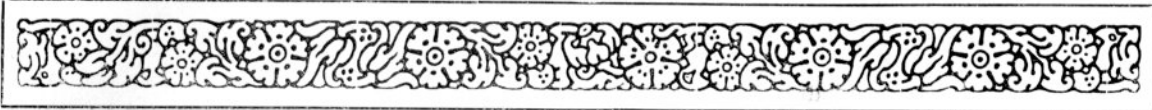
### Mai

26. Herr Justizrat Ludwig Jaffé, 47 J., Breslau. Herr Amtsrichter Hermann Laube, 70st.

29. Herr Major Franz von Noß, Breslau.

### Juni

5. Herr Amtsrichter Otto Fowalsty, 45 J., Namslau.  
10. Herr Bankdirektor Richard Schuppe, Görlitz.  
13. Herr Pastor Ewald Einz, Friedland, Bez. Oppeln.



# Die reiche Braut

Roman von U. Oskar Klaußmann

(18. Fortsetzung)

Als Karl und der Oberschichtmeister in vorgerückter Abendstunde in dem Hotel ankamen, stand Kornke ziemlich unsicher auf seinen Beinen. Karl ordnete noch an, daß er sowohl wie der Oberschichtmeister am nächsten Morgen zeitig geweckt würden, damit sie mit dem ersten Zuge nach Hause fahren könnten. Dann suchte auch er nach einem an Ereignissen so reichen Tage das Bett auf.

## XIV.

Es war in den Abendstunden, als Kornke sich im Eisenbahnzuge wieder seinem Heimatsorte näherte. Seit früher Morgenstunde war er mit Karl Siegner unterwegs gewesen, und der Referendar hatte in Beuthen den Zug verlassen, während Kornke weiterfuhr. Der Oberschichtmeister war während der letzten halben Stunde allein im Wagenabteil gewesen und hatte daran gedacht, wie nun alles zur Durchführung seines Planes fertig sei. Seine Anwesenheit in Bremen hatte es ihm ermöglicht, ohne jede verdächtigende Korrespondenz unter dem Namen Meißner für sich, seine Frau und seine Tochter Ueberfahrtsbillets nach New-York zu beschaffen. In wenigen Tagen kam der Plan zur Ausführung, und nach seinem Empfinden, nach seiner Kenntnis der Verhältnisse und der gesamten Umstände war es ausgeschlossen, daß noch irgend eine Störung eintrat. In den nächsten Tagen vor dem Urlaubsantritt hatte er noch die gefälschten Wechsel zu diskontieren, was ja für ihn nicht schwer war. Er mußte Geld in die Kasse schaffen, damit der Bestand derselben während seiner Abwesenheit stimmte, er mußte noch dreißigtausend Mark beschaffen, die er für seine Familie und sich mitzunehmen gedachte.

Es war gegen neun Uhr abends, als er sein Haus betrat. Die beiden Dienstmädchen erwarteten ihn an der Haustür, um nach seinen Befehlen zu fragen, und das eine teilte ihm mit, der Bergkrat sei am Nachmittag zweimal dagewesen und habe nach dem Herrn Oberschichtmeister gefragt. Das letztemal sei er gegen acht Uhr dagewesen und habe einen Brief hinterlassen. Dieser Brief lag im Zimmer Kornkes, und dieser eilte dahin, indem er selbst die brennende Lampe aus dem Nebenzimmer mit sich nahm. Der Briefumschlag trug die dicken Schriftzüge des Bergkrats. Hastig riß Kornke das Schreiben auf und fand wenige inhaltsschwere Zeilen:

„Heute mittag ist mir telegraphisch die Mitteilung zugegangen, daß heute nacht eine außerordentliche Revisionskommission der Gewerkschaft eintrifft, um morgen früh sieben Uhr eine außerordentliche Revision der gesamten Kassenverhältnisse vorzunehmen. Es handelt sich um eine Generalrevision, die auf mehrere Tage berechnet ist. Ich bitte Sie, alles zu veranlassen, damit die Revision morgen früh beginnen kann und alles in Ordnung gefunden wird. Die außerordentliche Maßregel der Gewerkschaft muß auf außerordentliche Ursachen zurückzuführen sein. Ich bin um sieben Uhr ebenfalls in Ihrer Kanzlei.“

Kornke hatte im Augenblick, während er den Brief las, das Gefühl, daß er ersticken müsse. Wie eine Bergeslast fiel es auf ihn; die Mauern des Zimmers schienen ihn erdrücken zu wollen. . . . Zehn Minuten später trat er aus dem Arbeitszimmer mit der Lampe in der Hand und rief die Mädchen:

„Ich muß noch einmal fort,“ sagte er. „Ich muß noch zum Bergkrat. Der Brief war sehr eilig. Ich werde wohl erst spät nachts nach Hause kommen. Die Lampe kann im Entree brennen bleiben!“

Er sprach die Worte hastig und schritt zur Tür. Hier wandte er sich noch einmal um und warf einen Blick zurück in die Wohnung — einen Abschiedsblick — dann eilte er hinaus in das Zwielicht des Juliabends und schlug den Weg nach dem Bergwerk ein. Nach einigen hundert Schritten aber bog er von diesem Wege ab und betrat einen Fußweg, der zwischen hohen Getreidefeldern weiterführte.

Gescheitert im Hafen!

In dem Augenblicke, da Kornke glaubte, alles getan zu haben, was seine Flucht sicherte, brach die Katastrophe herein. Erwartet hatte er sie seit fünfzehn Jahren; aber gerade nicht in diesem Augenblicke. Sie traf ihn so überraschend und lähmend, daß er in dem Momente, in dem er den Brief des Bergkrats las, nichts anderes mehr kannte, als das Gefühl, flüchten zu müssen, um dem Schrecklichen zu entgehen.

Alles war verloren! Wenn er blieb und am nächsten Morgen um sieben Uhr in der Kanzlei war, mußte sich schon nach einer halben Stunde seine Schuld herausstellen. In der Kasse befand sich fast gar kein Geld, während nach seinen Büchern dort gegen vierzigtausend Mark liegen mußten. Er hatte aber kein Geld besorgt,

da in der nächsten Zeit Zahlungen gar nicht in Aussicht standen, und einen Teil des letzten vorhandenen Bargeldes hatte er noch mit sich genommen, um die Ueberfahrt nach Amerika zu bezahlen und sich einen kleinen Kreditbrief, auf den Namen Meißner lautend, in Bremen zu besorgen, damit er auf diesen hin sofort Geld zur Verfügung hätte. Es war unmöglich, bis zum Morgen die fehlende Summe auch nur annähernd in die Kasse zu schaffen. Er konnte nichts mehr tun, nichts.

In seiner Tasche befanden sich keine hundert Mark; er hatte im Hause kein Geld, konnte auch nicht mehr nach der Kanzlei, um dort etwa den Rest des Geldes aus der Kasse mit sich zu nehmen. Sein Erscheinen zu so ungewohnter Zeit hätte Verdacht erregen müssen. Es blieb ihm nichts mehr übrig als die Flucht, wie er ging und stand. Was nützten ihm nun alle Vorbereitungen, die er getroffen hatte; die Katastrophe war da.

Planlos, ziellos war Kornke aus seiner Wohnung gegangen für immer. Draußen im Freien hoffte er seinen klaren Kopf wiederzubekommen. Zwischen den Feldern schlich er dahin, jetzt schon wie ein verfolgter Dieb, nicht wissend, wohin er sich wenden sollte. Im weitesten Umkreis war er bekannt; auf jeder Eisenbahnstation kannte man ihn. Es war also nicht daran zu denken, daß er in der Nähe seines Wohnortes die Eisenbahn zur Flucht benutzte. Aber die Grenze war in der Nähe, die österreichische und die russische. Anfänglich strebte Kornke der österreichischen zu; dann fiel ihm ein, daß dort für ihn die größere Gefahr sei. Jenseits der Grenze lagen die österreichischen Industrieorte, in denen er unter den Beamten Hunderte von Bekannten hatte.

Kornke machte plötzlich links um und schritt einen Feldrain entlang in der Richtung der russischen Grenze. In Rußland war er weniger bekannt. Dort entging er eher einer Verhaftung; denn es war ja sicher, daß man ihn verfolgen würde.

Wenn er nach Rußland wollte, brauchte er allerdings einen Paß, und durfte die Grenze nur an einer bestimmten Stelle, da, wo sich eine Zollstation, eine sogenannte „Kammer“ befand, überschreiten. Aber die Grenze gegen Rußland war hier eine „trockene“, d. h. kein Flußlauf bildete die Grenze, sondern nur ein Graben. Kornke hoffte an dieser Stelle ungesehen die Grenze überschreiten zu können. Selbst wenn er einen Paß gehabt hätte, wäre es für ihn unmöglich gewesen, die Grenze an vorgeschriebener Stelle zu passieren; denn das hätte die Verfolger leicht auf seine Spur gebracht.

Die Verfolger!

Sein fieberhaft arbeitendes Gehirn malte ihm immer wieder die Szene aus, wie in wenigen Stunden seine Schande offenbar wurde! Wie der Bergrat und die außerordentliche Revisionskommission um sieben Uhr in der Kanzlei eintreffen und ihn vergeblich erwarten würde; wie man dann nach seiner Wohnung schickte und erfahren würde, daß er abends das Haus verlassen und nicht wieder zurückgekommen sei! Wie man dann die Bücher revidieren und unterdes wahrscheinlich nach der nächsten Geldschrankfabrik telegraphieren würde, um Leute herbeizurufen, welche die verschlossenen Geldschränke öffnen sollten, und wie spätestens am Nachmittag seine Schuld klar vor aller Augen lag. Aber die Verfolgung gegen ihn begann gewiß schon in den Vormittagsstunden; sein Verschwinden erregte ja Verdacht genug.

Nichts hatte er von Hause mitnehmen können, was irgend Wert besessen hätte. Die Kassette seiner Frau mit ihren Brillanten und auch wohl einigen Tausend Mark Bargeld, ebenso wie die Sparkassette Helenes waren in einem der Geldschränke im Tresor der Kanzlei eingeschlossen! Nicht einmal einen Revolver und Patronen hatte Kornke bei sich! Auch dieses Instrument lag seit Jahren im Geldschrank in der Kanzlei für alle Fälle bereit, wenn einmal eine plötzliche Rassenrevision kommen sollte.

Mit immer rascher werdenden Schritten floh der unglückliche Mann der russischen Grenze zu. Sein Körper versagte ihm den Dienst, seine Kniee zitterten, der Atem stockte, und fürchterliche Stiche in der rechten Seite zwangen ihn, hin und wieder Halt zu machen. Aber die wahnsinnige Angst trieb ihn immer wieder auf. Ihm war, als seien die Verfolger schon hinter ihm. Das Blut, das infolge der rasenden Erregung durch sein Gehirn brauste, täuschte ihm Stimmen vor, die hinter ihm herriefen.

Das ist die Schande, die ihm naheilt, die Schande, der er entfliehen will, und die ihn doch erreichen wird, bevor wenige Stunden vergangen sind.

... Es ist in den ersten Stunden nach Mitternacht. Mit Vermeidung aller Chausseen und Hauptwege hat Kornke endlich die russische Grenze erreicht. Ein Graben, fast ganz verwachsen und sich kaum noch im Terrain markierend, führt quer über eine mit Weidengebüsch und Erlengruppen bestandene Wiese als Grenzscheide! In gewisser Entfernung stehen am Rande dieses Grabens Hüben und drüben Pfosten mit großen Tafeln, auf denen die Wappen Preußens und Rußlands gemalt sind. Der Uebergang über die Grenze ist leicht; aber bei Tag und bei Nacht patrouillieren hier die Objeszcsjks, die Mannschaften der russischen



Steuerwache, welche nicht zur regulären Armee gehören, sondern eine Truppe für sich bilden, die unter dem russischen Finanzministerium steht. Die Objeszcziks sind mit allen Schlichen des Grenzverkehrs vertraut, und da sie Fanggelder für jeden Schmugaler bekommen, sind sie wie die Indianer Tag und Nacht unterwegs.

Auf deutscher Seite patrouillieren preussische Steuerbeamte in weiter Entfernung von der Grenze; denn der Schmugel nach Deutschland ist viel geringer als der in umgekehrter Richtung. Kornke weiß, daß die Objeszcziks zur Nachtzeit ebenso auf dem Posten sind wie am Tage; aber er muß hinüber nach Rußland, koste es, was es wolle. Und wenn die Hölle ihm den Eingang wehren wollte, er würde es versuchen, den Durchgang zu erzwingen; denn was ihm jenseits der Grenze droht, ist lange nicht so schrecklich wie das, vor dem er flieht. Die Julinacht wird allerdings kaum finster, sondern nur eine Dämmerung tritt ein; aber bei der Dämmerung kann man schlecht schießen, und die Objeszcziks sind überhaupt schlechte Schützen.

Einige Minuten steht Kornke hinter einem Gebüsch unmittelbar an der Grenze, noch auf preussischer Seite. Noch ein paar Male holt er tief Atem; dann überschreitet er den Grenzgraben und geht, sich möglichst im Schatten der Gebüsche haltend, in das russische Terrain hinüber. Kein Laut ist rings um ihn hörbar außer dem Zirpen der Euladen zu seinen Füßen, dem „Gesang“ der Frösche von den sumpfigen Wiesen her und dem Rascheln seiner Schritte im Grafe der Wiese und in dem dünnen Laub, das den Boden noch vom letzten Herbst her zum Teil bedeckt.

Nach einer Wanderung von zehn Minuten schwindet die Angst, die Kornke vor den Objeszcziks' fühlt. Seine Schritte werden sicherer und rascher. Auch die Objeszcziks schlafen wahrscheinlich bei Nacht, und ihre Aufmerksamkeit richtet sich mehr auf Schmugglerbanden als auf einen einzelnen Menschen. Damit tröstet sich Kornke. Als er ein kleines Wäldchen erreicht hat und in seinen Schatten tritt, macht er Halt und ist überzeugt, das Schlimmste hinter sich zu haben.

Aber die Objeszcziks sind auf dem Posten, auch bei Nacht. Auch die einzelne Person entgeht ihrer Aufmerksamkeit nicht. Sie sind nicht so töricht, jemanden anzurufen, wenn er noch dicht an der deutschen Grenze ist, so daß er zurücklaufen kann und ihnen entgeht. Sie lassen ihn absichtlich weiter in das russische Gebiet, um ihn dann sicherer zu haben. Ohne daß Kornke es ahnt, sind zu seiner Rechten und Linken Patrouillen der russischen Steuertruppe

mit ihm auf gleicher Höhe vorgegangen, und wenige Augenblicke nach ihm haben auch sie das Wäldchen erreicht. Noch steht Kornke tief atmend im Schatten der Bäume. Ein Signalpfeiff schreckt ihn plötzlich auf und erfüllt ihn aufs neue mit Angst und Entsetzen. Wie von Furien getrieben, stürzt er aus dem Wäldchen heraus auf die freie Wiese.

„Stoj!“ tönt es von rechts und links. Wie ein Wahnsinniger läuft Kornke weiter. Es ält Leben und Freiheit.

„Stoj! Stoj!“

Zwei Schüsse krachen.

Vornüber stürzt Kornke zu Boden.

Es war am Tage nach der Rückkehr Karl Siegners nach Beuthen. Karl saß in einem Zimmer der Staatsanwaltschaft und bearbeitete einen der so häufig vorkommenden Fälle von Körperverletzung, wie sie jeder Geldtag in Oberschlesien naturgemäß zeitigt.

Der Untersuchungsrichter Arndt öffnete plötzlich die Tür des Staatsanwaltschaftszimmers und sagte:

„Herr Doktor Siegner, auf ein Wort! Wollen Sie nicht zu mir herüberkommen?“

Als Karl Siegner diesem Rufe folgte, traf er den Untersuchungsrichter damit beschäftigt, Akten zusammenzupacken.

„Sie sind der polnischen Sprache mächtig, Herr Doktor?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Jawohl!“

„Sie sind aus dem Industrieort N.?“ Der Untersuchungsrichter nannte den Namen des Heimatsortes Karls. Als Karl bejahte, fragte der Vorgesetzte weiter:

„Sie sind auch mit den Verhältnissen im Bergwerk vertraut?“

„Jawohl!“ erklärte Karl. „Ich bin ja dort aufgewachsen.“

„Dann sind Sie wohl so freundlich, als Protokollführer mit mir zu kommen! Wir haben in Ihrem Heimatsorte eine Untersuchungssache. Der Herr Staatsanwalt hat mir gestattet, Sie mit mir zu nehmen. Haben Sie schon einmal eine solche Untersuchung mitgemacht?“

„Nein!“ antwortete Karl.

„Um so interessanter wird es für Sie sein, und Sie können mir durch Ihre Lokal-, Verhältnis- und Sprachkenntnisse große Dienste leisten!“

Kurze Zeit später schritten beide eilig dem Bahnhofe zu. Der Zug ging in wenigen Minuten ab; sie konnten gegen Abend in dem Heimatsorte Karls sein. Auf dem Wege zum Bahnhofe kam der Untersuchungsrichter erst dazu, dem Referendar einige Mitteilungen zu machen.



„Kennen Sie den Oberschichtmeister Kornke?“ fragte er.

Als Karl bejahte, fuhr er fort:

„Wir werden telegraphisch aufgefordert, sofort hinzukommen. Es hat heute früh eine außerordentliche Kassenrevision stattfinden sollen, und Kornke ist verschwunden. Aus den Büchern haben sich große Unregelmäßigkeiten ergeben; man nimmt an, daß Kornke geflüchtet sei.“

„Kornke?“ fragte, außer sich vor Entsetzen, Karl. „Das muß ein Irrtum sein! Kornke ist ein sehr reicher und angesehenener Mann, der es nicht nötig hat, Defekte zu begehen und zu flüchten!“

Der Untersuchungsrichter lächelte:

„Lieber Herr Kollege,“ sagte er wohlwollend. „Sie werden im juristischen Dienst, besonders in der kriminalistischen Praxis noch manches lernen müssen. Sie werden so weit kommen, daß Sie an die Rechtlichkeit keines Menschen mehr glauben.“

„Aber ich kann es mir nicht denken,“ entgegnete Karl ganz bestürzt, „daß dieser vermögende Mann sich irgendwelche Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen konnte. Vielleicht liegt ein Unglück vor?“

„Vielleicht,“ sagte gleichmütig der Untersuchungsrichter. „In diesem Falle wird Ihre Anwesenheit erst recht von Nutzen für die Untersuchung sein.“

Wie im Traume bestieg Karl den Eisenbahnzug. Mit Mühe nur beantwortete er die Fragen des Untersuchungsrichters, der erst seit kurzer Zeit in Oberschlesien war und sich auch während der Fahrt bei dem ortskundigen Referendar nach Möglichkeit zu orientieren suchte.

Vom Bahnhofe ging es direkt zur Kanzlei der Mathildegrube. Dort hatten eine Stunde vorher Schloßer aus einer Geldschrankfabrik im Auftrage der Gewerkschaftsdeputation die Kassen geöffnet. Schon jetzt konnte man das Fehlen der Geldbeträge konstatieren; schon jetzt war aus den Büchern die größte Nachlässigkeit in ihrer Führung zu erkennen, ja, die Fälschung verschiedener Posten klar zu beweisen. Einer der Breslauer Bankiers, der zu den Gewerkschaftsdeputierten gehörte, begrüßte den Untersuchungsrichter mit den Worten:

„Es handelt sich um riesenhafte Defekte. Wir bitten Sie, vor allem einen Steckbrief hinter dem flüchtigen Diebe zu erlassen. Er kann noch nicht weit sein; denn nach unserer Umfrage auf den benachbarten Eisenbahnstationen hat er die Eisenbahn zur Flucht nicht benützt.“

Karl hatte das Gefühl, zu träumen, und die Sehnsucht, aus diesem entsetzlichen Traume bald zu erwachen. Er sah vor sich die Gestalt des alten Berggrats von Muvius auftauchen. Er sah das Gesicht des guten, alten Herrn, das

vor Schmerz und Sorge ganz verändert aus sah. Der Berggrat reichte Karl die Hand und sagte nur tonlos:

„Wer hätte das gedacht! Wer hätte das gedacht!“ Dann ließ er sich auf einem Stuhle in der Nähe des Untersuchungsrichters nieder wie ein Mann, der mit seinen Kräften zu Ende ist.

Karl mußte an dem Tische neben dem Untersuchungsrichter Platz nehmen und schreiben, was ihm dieser diktierte, schreiben, obgleich tausend Lichter vor seinen Augen tanzten, obgleich seine Hand zitterte wie die eines Fieberkranken, als er das Datum des 21. Juli auf das Protokoll setzte.

Kornke flüchtig! Der Vater Helenes ein Dieb! Das Unglück hereingebrochen über eine Familie, die in den alücklichsten, besten Verhältnissen zu leben schien!

Frau Oberschichtmeister Kornke war in ihrem Zimmer in dem Bremer Hotel erwacht, hatte sich rasch angekleidet und klopfte nun an das nebenan liegende Zimmer der Tochter.

„Ich bin schon auf, Mama, schon lange angezogen!“ antwortete Helene.

„Dann komm nach dem Speisezimmer; wir wollen Kaffee trinken!“

Im Speisezimmer trafen sich Mutter und Tochter. Die Mutter wies auf den Wandkalender, welcher das Datum des 24. Juli zeigte.

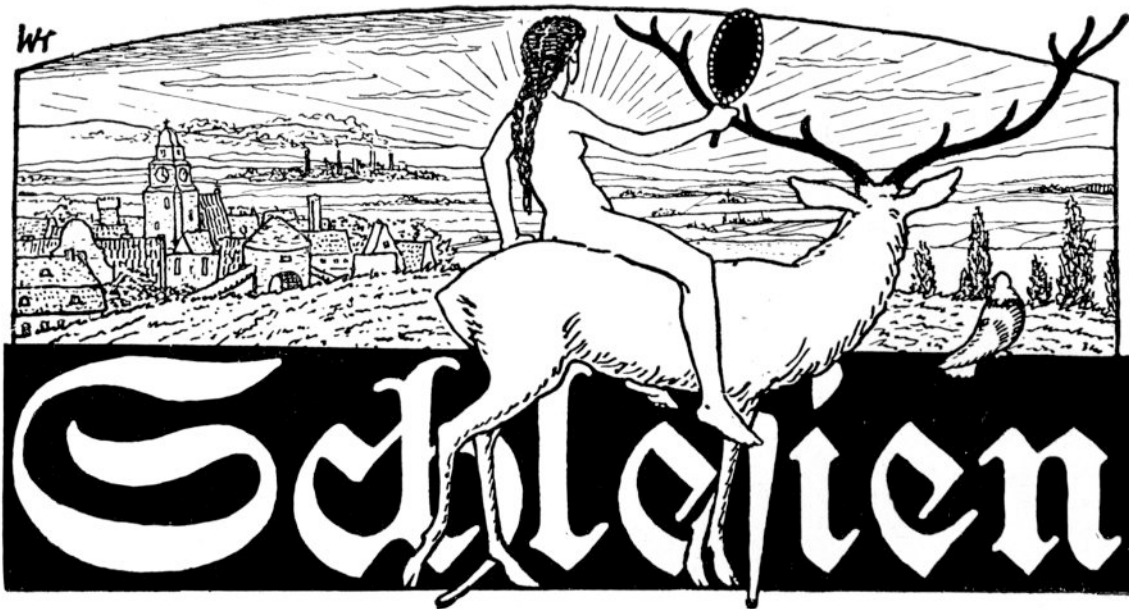
„Heute abend geht es nach dem Nordkap,“ erklärte Frau Kornke. „Wann wollte uns doch Papa hier in Bremen treffen?“

„In seinem letzten Briefe schrieb er, daß er gegen Mittag ankommen werde, und daß wir ihn im Hotel erwarten sollten.“

„Nun gut,“ entgegnete Frau Kornke. „Dann werden wir nach dem Frühstück eine Spazierfahrt machen, vielleicht auch einen Spaziergang; denn Bremen soll ausgezeichnete Promenaden haben. Soviel ich weiß, geht der Dampfer erst spät abends von Bremerhaven ab!“

Frau Kornke und ihre Tochter frühstückten, unternahmen dann die Rundfahrt, machten einen Spaziergang durch die herrlichen Promenaden Bremens, die sich auf den alten Wallanlagen befinden, welche letztere durch gärtnerische Geschicklichkeit und Kunst zu einer der schönsten Promenaden der Welt umgewandelt worden sind. Gegen zwölf Uhr kehrten beide in das Hotel zurück, frühstückten und begaben sich dann auf ihr Zimmer, um dort die Ankunft des Oberschichtmeisters zu erwarten.

(Fortsetzung folgt)



## Der Waffenstillstand im Sommer 1813

Von Friß Mielert in Dortmund

Sofort nach der Schlacht bei Bautzen (20. und 21. Mai) versuchte Napoleon den treuen Verbündeten Preußens, Kaiser Alexander I. von Rußland, auf seine Seite zu ziehen. Doch scheiterten seine Bemühungen, und so mußte er denn, obwohl er sich bei Bautzen als Sieger betrachten konnte, und das verbündete Heer vor ihm unaufhaltsam zurückwich, bis es in Schlesien in der Gegend von Reichenbach und Schweidnitz Halt machte, Verhandlungen über eine Waffenruhe mit den Verbündeten einleitete. Eine solche tat dem französischen Heere, das seinen Zusammenhalt mit jedem Tage, den es weiter gegen Osten vorrückte, immer bedenklicher verlor, bitter not. Die drohende Auflösung hatte ihren Grund in der Beschaffenheit des Heeres, das 1813 bekanntlich nur zum allergeringsten Teil aus altgedienten Truppen bestand. Letztere hatte ja der Zug nach und aus Rußland zum Opfer gefordert. Die aus jenem Feldzuge wieder zurückgekommenen und nicht invalide gewordenen älteren Leute hatte Napoleon vielfach zu Offizieren und Feldwebeln befördert. Sie bildeten den Kern des neuen Heeres, um den sich das Gros, das fast durchweg aus ganz jungen Leuten, sogar sechzehn- und siebzehnjährigen, bestand, scharen sollte. Wie durch einen Zauber hatte Napoleon das Heer, 300 000 Mann, in Frankreich und dem Westen Deutschlands zusammengebracht. Aber zum größten Teil waren es ungeübte Mannschaften, die erst auf dem Marsche

nach dem Osten hastig in die Geheimnisse des Exerzierens, der Gefechtsweise und des Schießens eingeführt wurden. Naturgemäß waren sie nicht imstande, die ungewohnten Strapazen, welche der Frühjahrsfeldzug 1813 mit seinen Geschwindmärschen und mörderischen Schlachten brachte, so zu ertragen, wie es die alten Truppen aus den früheren Feldzügen vermochten. Dazu kam als ein schwer ins Gewicht fallender Umstand das schlecht eingerichtete Verpflegswesen im französischen Heere, welches letzteres sich hauptsächlich nur von dem nährte, was der Tag und die Gegend, in der man sich gerade befand, boten; das war besonders in dem ausgehungerten Schlesien wenig genug.

Aber auch für das preußisch-russische Heer war eine Waffenruhe dringend nötig. Abgesehen von den Verlusten in den beiden großen Schlachten bei Großgörschen und Bautzen, waren die Kräfte der Truppen durch die anhaltenden Märsche stark erschöpft. Auch war man im preußischen Heere beim Ausbruch des Frühjahrsfeldzuges mit den Rüstungen noch nicht fertig geworden. Sie zu vollenden, die fast ganz unausgebildete Landwehr noch möglichst in den Waffen zu üben, die Verluste zu ergänzen und das Heer auf eine größere Kopfzahl zu bringen, waren die Hauptaufgaben für die Zeit der Waffenruhe. Zudem wäre eine Fortsetzung des Feldzuges in ihrem Erfolge überhaupt sehr fraglich geworden, da die Russen energisch nach Ruhe verlangten. Barclay de Tolly, der seit



phot. Ernst Geister in Striegau

Schloß Pläswitz

*Pielankowice p. Siedlitz*

der am 23. Mai in Löwenberg erfolgten Verabschiedung des Generals Wittgenstein Oberkommandierender der verbündeten Armeen war, wünschte den Rückzug des Russenheeres bis nach Polen und Galizien, um dort die Proviant- und Munitionsergänzungen, sowie die Truppenzufuhr zu erwarten. Am nun nicht das Bestehen des für das schwache Preußen überaus wertvollen Bündnisses mit Rußland zu gefährden, gaben die kriegslustigen, preußischen Armeeführer nach und willigten ein, in Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes zu treten. Dafür erreichten sie, daß die verbündete Streitmacht in Schlesien blieb.

Die Franzosen hatten in den letzten Matagen die Gegend von Liegnitz und Neumarkt besetzt; Napoleon selbst nahm in der Stadt Neumarkt Quartier, wo Schmalhans Küchenmeister war. So standen die Dinge, als im Auftrage der Verbündeten der preußische General Kleist und der russische Graf Schuwaloff am 30. Mai sechs Uhr morgens in Wahlstatt, Kr. Liegnitz ankamen, um hier mit dem Vertreter Frankreichs, dem Herzog von Vizenza von Coulaingcourt, die Verhandlungen zu beginnen. Die Verbündeten forderten, daß der Waffenstillstand nur 15 Tage dauere und daß die Franzosen sich aus Schlesien, das damals bis an den Queis reichte, zurückziehen sollten. Napoleon dagegen wollte Schlesien bis an die Weistritz besetzt halten und die Waffenruhe

bis zum 1. September ausgedehnt wissen. Nachmittags reisten Schuwaloff und Kleist unverrichteter Sache ab, worauf am nächsten Tage in Säbersdorf, Kr. Striegau, abends 6 Uhr die Verhandlungen fortgesetzt wurden. Man kam sich jetzt schon näher. Die Verbündeten bewilligten einen einmonatlichen Waffenstillstand und wollten Napoleon Slogau und Croffen überlassen. Napoleon hingegen bestand auf einer zweimonatlichen Dauer des Waffenstillstandes und forderte, daß die Heere diejenigen Gebiete behalten sollen, die sie im Augenblick des Abschlusses des Waffenstillstandes besetzt hätten. Da die Franzosen sich eben anschickten, Breslau zu besetzen, wollte Napoleon durch diese Klausel die schlesische Hauptstadt in seine Hände bekommen. Am 1. Juni wurden die Verhandlungen fortgesetzt, und man einigte sich auf eine vorläufige vier- undzwanzigstündige Waffenruhe, die alsdann verlängert wurde. Darauf ritten die Unterhändler nach dem eine halbe Stunde entfernten Pläswitz, Kr. Striegau, wo im Schlosse des Freiherrn von Buddenbrock abends um 6 Uhr der denkwürdige Redekampf, welcher über die Geschichte Europas entscheiden sollte, seinen Beginn nahm. Die ganze Nacht verging mit Verhandlungen, und erst früh um 4 Uhr trennte man sich, ohne etwas Endgültiges erreicht zu haben. Napoleon, der von Neumarkt her mit dem Herzog von Vizenza in ständiger



Das Verhandlungszimmer im Schlosse Pläswik

phot. Mielert in Dortmund

Verbindung durch Kuriere stand, zeigte schon | und gestand auch die Einräumung eines neu-  
 weit mehr Entgegenkommen, war mit einem | tralen Gebiets zu. Desgleichen zeigten sich die  
 Waffenstillstand bis zum 20. August zufrieden | Verbündeten nachgiebiger, wozu hauptsächlich



Das Pastor Thiede'sche Haus in Reichenbach u. G.

phot. Mielert in Dortmund



die schon angedeutete Unstimmigkeit im Hauptquartier zwang. Am 2. Juni, abends 9 Uhr, begann abermals der Redekampf, der erst nach Mitternacht endete. Der 3. Juni brachte gleichfalls Besprechungen, doch war man auf einem toten Punkte angekommen, da die Verbündeten unbedingt Breslau besetzen wollten. Am 4. Juni, noch während der Nacht, traf ein Kurier aus Neumarkt mit der strikten Weisung an Coulaincourt ein, die Verhandlungen sofort zu Ende zu führen, widrigenfalls die Feindseligkeiten unverzüglich eröffnet würden. Früh um 4 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde darum wieder mit den Beratungen begonnen. Nun endlich einigte man sich im wesentlichen auf folgendes: der Waffenstillstand dauert bis zum 20. Juli einschließlich und noch 6 Tage nach erfolgter Aufkündigung (später wurde in Dresden die Waffenruhe bis zum 10. August verlängert). Die Abgrenzungslinien des neutralen Gebiets laufen von der böhmischen Grenze über Landeshut, Volkshain, Striegau und Ranth bis an die Oder, die weiter bis Sachsen hin die Grenze bildet, dieser entlang bis zur Elbe, deren Lauf sie folgt. Das verbündete Heer durfte Landeshut, Rudelstadt, Volkshain, Striegau und Ranth besetzen. Die Franzosen hatten zur Demarkationslinie eine von der Raabmündung über Neukirch, Lähn und Schreiberhau gezogene Linie und durften Parchwitz, Liegnitz, Goldberg und Lähn besetzen. Breslau blieb neutral. Das Gebiet innerhalb der Abgrenzungslinien durfte von keiner Truppe betreten werden, kein Landsturm durfte innerhalb desselben mobilisiert werden.

Es ist unzweifelhaft, daß durch diesen Waffenstillstand Napoleon in eine weit schwierigere Lage gebracht wurde als die, in welcher er sich vorher befand. Denn während der sechswöchentlichen Waffenruhe erfuhren die Heere der Verbündeten, vor allem der Preußen, eine beträchtliche Verstärkung und, was ebensoviel wert war, innere Ertüchtigung; außerdem zeitigte diese Periode auch den Anschluß an Oesterreich, sodaß viele Historiker den Abschluß des Waffenstillstandes als den größten Fehler, den Napoleon je in seinem Leben begangen hat, bezeichnen. Napoleon selbst ist dieser Meinung und hat sie später auf St. Helena auch ausgesprochen. „Nie hätte ich“, sagte er dort, „in einen Waffenstillstand nach dem Siege von Bautzen einwilligen sollen. Ich war ja schon in Breslau. Hätte ich nur ohne Unterlaß gekämpft und wäre fort und fort vorgeedrungen, wie ich es damals mit meiner Uebermacht konnte, bis die Preußen und Russen hinter der Weichsel waren und Polen aufs neue in meine Wagschale fiel. Niemals hätte sich mein Schwiegervater (der österreichische Kaiser) offen

gegen mich erklärt.“ Er hat nicht recht damit; denn der Zustand seiner Truppen forderte, wie schon erklärt wurde, gebieterisch eine Ruhezeit. Dazu kamen die unsichere Haltung Oesterreichs und die offene Feindseligkeit Englands und Schwedens, sodaß ihm damals nichts anderes übrig blieb, als schleunigst in einen Waffenstillstand mit einem, wie er hoffte, sich anschließenden Frieden zu willigen.

In Preußen hatte der Abschluß des Waffenstillstandes für den Augenblick Bestürzung erregt. Man glaubte allgemein, daß der Waffenruhe wie 1807 wieder ein unglückseliger Friede folgen würde. Mit der Zeit aber erkannte man die Berechtigung und den ungeheuren Nutzen dieser Ruhepause und würdigte auch in rechter Weise die Proklamation des Königs, der am 15. Juni an sein Volk schrieb: „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten, ich habe ihn mit meinem Alliierten bis zum 20. Juli angenommen. Das möge geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Tätigkeit und ununterbrochene Anstrengungen werden uns dazu führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedergewinnen. Wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in Eurem festen Willen, vertraut Eurem König, wirkt rastlos fort, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen. Friedrich Wilhelm.“

Während des Waffenstillstandes bildete die Stadt Reichenbach in Schlesien den Brennpunkt im Kriegslager der Verbündeten. Der russische Kaiser wohnte bald in dem stillen Peterswaldau, bald in Reichenbach in einem Hause am Markte. Der König von Preußen hielt sich in Ober-Gräditz oder in Reichenbach auf. Am meisten verkehrten die Monarchen in dem Pastor Thiedeschen Hause, das Freiherr vom Stein während des Waffenstillstandes bewohnte, und in dem auch alle die politischen Fäden zusammenliefen. In diesem Hause einigten sich Rußland, Preußen und England am 14. Juni zu einem Bündnis, und in demselben Hause wurde auch am 27. Juni der Vertrag abgeschlossen, in dem sich Oesterreich verpflichtete, dem Bunde gegen Napoleon beizutreten, wenn dieser nicht bis zum 20. Juli die ihm gestellten Bedingungen angenommen habe. Es wurde in diesem Vertrage von Napoleon Auflösung des Herzogtums Warschau und seine Verteilung an Rußland, Preußen und Oesterreich, sowie die Vergrößerung Preußens durch Abtretung von Danzig und die Räumung aller preußischen Festungen

verlangt. Im Salon der Herzogin Dorothea von Sagan in Prag, der jugendlichen, aber diplomatisch sehr gewandten Nichte des mächtigen französischen Staatsministers Talleyrand, wurden dann diese Punkte im Beisein von Napoleons Bevollmächtigten beraten. Die Verhandlungen endeten aber ergebnislos, da nur Oesterreich den Wunsch nach Frieden hatte, während Preußen und Rußland, die wohlge-

rüstet dastanden, darauf brannten, mit den Waffen in der Hand noch ruhmvollere und umfangreichere Erfolge zu erringen, als die, welche Diplomatenkunst ihnen gesichert hätte. Bestand doch die preußische Macht Ende Juli aus 300 000 Mann und stellte sie doch mit jener der Russen und Oesterreicher ein Heer von 600 000 Mann dar, dem Napoleon nur 450 000 Mann entgegenstellen konnte.

## Vom Bau der Weistritz-Talsperre

Von Walther Erich Dewerny in Breitenbain

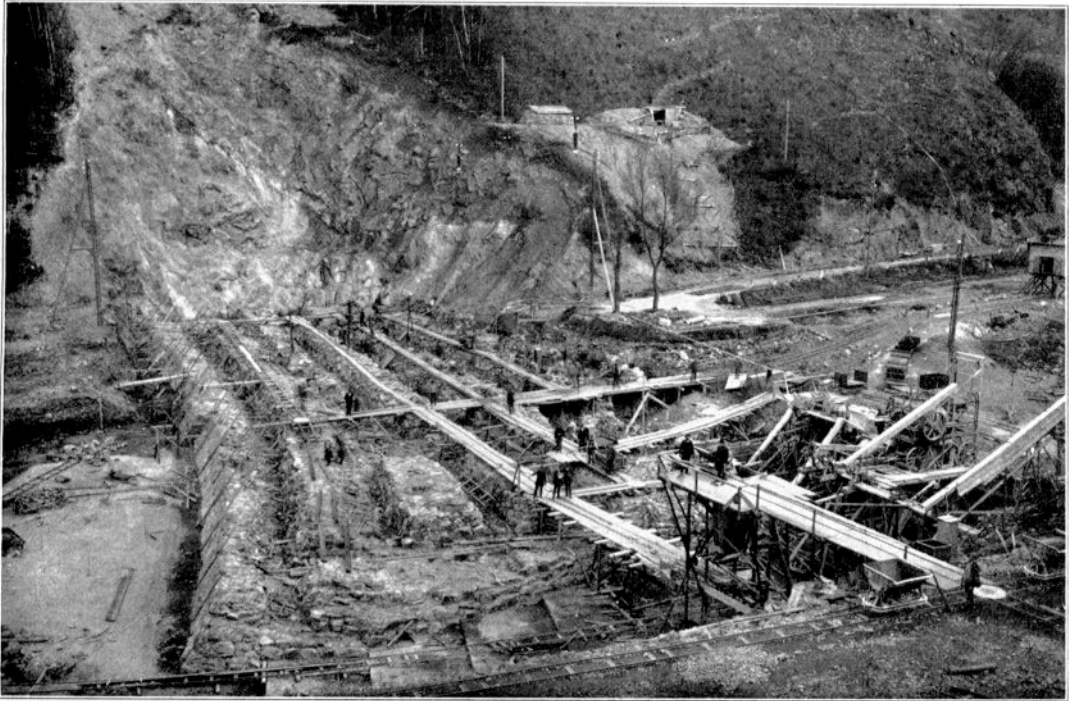
Talsperren sind Bauwerke aus Erde oder Steinen, welche quer über Flußtäler gelegt werden. Die dadurch entstehenden Staubecken, auch Stauseen oder Sammelteiche genannt, dienen dem Hochwasserschutz, ferner zur Gewinnung von Nutzwasser für Landwirtschaft und Gewerbe, für die städtische Wasserversorgung und neuerdings auch zur Speisung von Schiffahrtskanälen und schiffbaren Flüssen. Schon im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt sind großartige künstliche Anlagen geschaffen worden, welche den heutigen Talsperren ähneln. Der größte bekannte Stausee war der von den Ägyptern um 2000 v. Chr. zur Bewässerung der Nilebene angelegte, unter dem Hochwasser des Nils gelegene Mörisee mit 3000 Millionen Kubikmeter Fassungsraum. Die Anlage wurde im 3. Jahrhundert v. Chr. zerstört. In China findet man ebenfalls uralte derartige Anlagen, und in Britisch-Indien zählen sie nach Hunderten. Die erste größere Anlage in Europa gelangte Ende des 16. Jahrhunderts zur Ausführung. Die Spanier machten den Anfang und maурerten das erste Mal, wie dies jetzt auch bei uns üblich ist, auf festen Felsen. Das älteste Bauwerk dieser Art ist die Mauer von Almanza (1586), mit 1,4 Millionen Stauinhalt bei einer Mauerhöhe von 19 Metern; diese Anlage ist noch heute im Betriebe. Deutschland hat sich erst seit etwa 30 Jahren gründlich des Talsperrenbaues angenommen, besitzt aber heute schon die größten derartigen Bauwerke auf dem Kontinente.

Daß wir heute auf diesem Gebiete mit an erster Stelle stehen, haben wir vor allem dem vor einigen Jahren verstorbenen Geheimen Regierungsrat Inke, ehemaligem Professor an der Hochschule in Aachen, zu verdanken, der nicht mit Unrecht der Vater unseres modernen Talsperrenbaues genannt wird. Er ist es gewesen, der durch zahlreiche Untersuchungen den Nutzen dieser Anlagen nachwies und die theoretischen Grundlagen für den Bau unserer heutigen Staumauern festlegte. Unsere großen

schlesischen Talsperren bei Marklissa und Mauer sind nach Plänen dieses hervorragenden Ingenieurs erbaut. Die größte Talsperre ist die am 16. November v. Js. eingeweihte Bobertalsperre bei Mauer mit 50 Millionen Kubikmeter Stauinhalt.

Die bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten Talsperren dienten fast ohne Ausnahme haus- und landwirtschaftlichen Zwecken, also der Wasserversorgung und Berieselung in trockenen Zeiten. Heutzutage sind den Talsperren neue Aufgaben erwachsen, ohne daß die alten an Wichtigkeit verloren hätten. Die meisten schlesischen Talsperren dienen nur dem Hochwasserschutz. Sie sind das Jahr über leer, laufen bei Hochwasser voll, und geben die Wassermenge langsam wieder ab. Überall handelt es sich bei ihnen um den Ausgleich des von der Natur dargebotenen Zuviel oder Zuwenig. Die durch das Anstauen des Wassers gewonnene Energiemenge wird mit Hilfe von Hochdruckturbinen und Dynamomaschinen in Drehstrom umgewandelt, der zur Ausnutzung als Kraft- und Lichtstrom auf weite Entfernungen geeignet ist.

Die Weistritztalsperre, deren rasch vorwärtsschreitenden Bau wir in seinen charakteristischen Momenten umseitig darstellen, war ursprünglich nur als Hochwasserschutzbecken von 2 000 000 Kubikmeter Stauinhalt projektiert. Das romantische Schlesiertal fällt ganz in den Staubeck der Sperre und wäre nur bei Hochwasser gefüllt gewesen. Und da ein leeres Seebecken einen trübseligen Anblick bietet, hätte diese Anlage die Poesie des so idyllisch gelegenen Schlesiertals, welches von der sagenumwobenen Rynsburg majestätisch überragt wird, vernichtet. Man ließ daher Eingabe über Eingabe an den Landeshauptmann gelangen, bis die Errichtung einer Talsperre von über 8 000 000 Kubikmeter Stauinhalt und einem eisernen Bestande von 2 000 000 Kubikmeter Wasser genehmigt wurde. Da in unseren im großen ganzen wasserarmen Gebirgen Seen



phot. G. John in Charlottenbrunn

Der Bau der Weißtritz-Talsperre  
Aushubsarbeiten zum Fundament der Sperrmauer

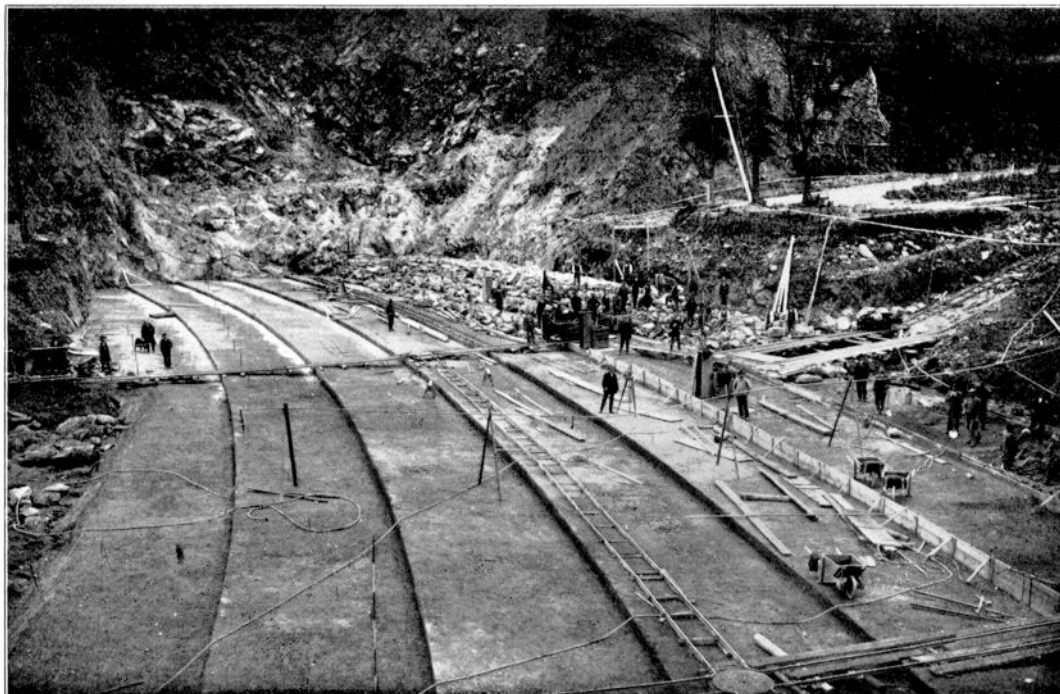
und Teiche von größerer Ausdehnung nicht vorhanden sind, tat ihnen die Anlage künstlicher Wasserbecken dringend not. Das Weißtritztaubecken wird jedenfalls, abgesehen von dem volkswirtschaftlichen Nutzen, den man sich von ihm verspricht, auch den schönheitsuchenden Naturfreund befriedigen.

Die Sperrmauer dieser mächtigen Anlage wird ungefähr  $\frac{1}{2}$  Kilometer oberhalb der letzten Häuser von Breitenhain, und etwa 400 Meter unterhalb der ehemals Gräßlich Püchlerschen Försterei am Ausgange des Schlesiertales errichtet. Die Mauer ist nach einem Radius von 250 Meter gekrümmt, und fußt mehrere Meter unter Talsohle auf festem Felsen. Der Querschnitt der Mauer hat in der Fundamentsohle eine Breite von 29 Meter und in Kronenhöhe eine solche von 3,50 Meter. Ihre Höhe beträgt 44 Meter über Fundamentsohle und 39 Meter über Talsohle bis zur Mauerkrone. In Kronenhöhe ist die Mauer über 230 Meter und im Tale etwa 100 Meter lang. Die Mauerkrone wird als Fußweg ausgebildet, der die beiden Tallehnen mit einander verbindet. In der Mitte der Mauer befindet sich der Hochwasserüberfall, der nur ein Sicherheitsventil ist, und eigentlich überhaupt nicht in Wirkung treten soll. Er wird durch Gewölbobogen überbrückt. Die allenfalls bei vollgelaufenem Becken übersießenden Wassermassen werden,

damit sie bei ihrem Fall keine Verheerungen anrichten können, in einem gemauerten Sturzbecken aufgefangen. Außer dem 50 Meter breiten Wasserüberfall sind als Entlastungsanlagen zwei kreisrunde Grundablässe in Höhe der Talsohle vorgesehen, deren Verschluss durch an der Luftseite angebrachte Schieber geschieht, und welche ebenfalls das Wasser in das Sturzbecken abführen. Außer diesen Ablassvorrichtungen in etwa halber Mauerhöhe sind vier Sicherheitsablässe vorgesehen, die es ermöglichen sollen, bei etwa vorkommenden bedenklichen Erscheinungen an dem Mauerwerk den Staupiegel der Talsperre selbst beim größten Zufluß noch unter den sogenannten Gefahrenwasserstand abzusenken. Das Mauerwerk wird aus dortigem Gneisstein in Zement-Trag-Kalkmörtel hergestellt, und ruht auf einer starken Betonfundamentplatte. Die Größe der überstauten Fläche beträgt rund 50 Hektar oder 200 Morgen. Der Stau reicht bis unter die Conradsbrücke in Rynau und ungefähr 650 Meter ins Mühlbachtal. 28 Gehöfte, die im Stau-Bereich lagen, mußten von dem Provinzial-Verbande von Schlesien angekauft werden.

Durch das ganze Tal führte ein Fahrweg, der die Verbindung von Michelsdorf mit Rynau einerseits und Breitenhain andererseits herstellte. Da dieser Weg ins Stau-Bereich fällt, baut man





phot. G. Jahn in Charlottenbrunn

Der Bau der Weisstrig-Talsperre  
Das fertiggestellte Beton-Fundament der Spermauer

gegenwärtig 2 Meter über dem Höchst-Stau eine 6 Meter breite und 5 Kilometer lange Chaussee.

Dieser Weg wird nach Fertigstellung eine herrliche Aussicht auf das unterhalb der Sperre gelegene Weisstrigtal und die Rynsburg bieten.



phot. G. Jahn in Charlottenbrunn

Der Bau der Weisstrig-Talsperre  
Das Aufführen der Spermauer



Die Straße wird an die Chausseen erinnern, die oberbayrische und Schweizer Seen führen. Der Anblick des vielfach gewundenen Bergsees, auf welchem später vielleicht auch das Gondeln erlaubt werden und dessen Inneres Tausende von Fischen bergen wird, wird manchen Touristen erfreuen.

Ob die Staumasse gleich der von Markkliffa zu rationeller Fischzucht benützt werden wird, steht noch nicht fest.

Die Weistritztalsperre wird nicht nur ein Hochwasserstau, sondern auch ein Nutzwasserbecken werden. Der Provinzialverband kaufte aus diesem Grunde das in Breitenhain gelegene Sprottesche Dampfsägewerk, um hier ein Elektrizitätswerk zu errichten.

Die Kraftleistung dieses Werkes dürfte unter Hinzuziehung des Gefälles von der Mauer bis an das genannte Grundstück im Mittel 3 000 000 Kilowattstunden bei einer Maschinenleistung von 1200 Kilowattstunden und einer Betriebsdauer von 2500 Stunden jährlich betragen.

Um dieses Werk bei großer Trockenheit, also ungenügender Wasserzufuhr im Betriebe erhalten zu können, hat der Provinzialverband mit der Niederschlesischen Elektrizitäts- und Kleinbahnaktiengesellschaft Waldenburg in Schlesien ein Abkommen getroffen, das eine ununterbrochene Aufrechterhaltung des Betriebes gewährleistet. Die Abgabe des Stromes an die Konsumenten soll nicht direkt durch das Werk erfolgen, sondern durch zwei leistungsfähige Unternehmer, die ihrerseits die Ortsnetze ausbauen.

Diese Unternehmer sind die Ueberlandzentrale für Mittelschlesien (S. m. b. H.), bestehend aus der Gesamtheit der Kreise Neumarkt, Striegau, Zauer, Schweidnitz—Land und einem Teile von Reichenbach, und die Stadt Schweidnitz.

Die Ausführung des Verteilungsnetzes ist von dem ersten Unternehmer den Bergmann-Elektrizitäts-Unternehmungen übertragen worden, während die Stadt Schweidnitz für den Bau ihres Verteilungsnetzes selbst Sorge tragen wird. Die Hochspannungsleitungen werden mit einer Spannung von 10 000 Volt, und zur Uebertragung größerer Kraftmengen nach den Hauptmittelpunkten des Versorgungsgebietes sogar mit einer Spannung von 30 000 Volt betrieben werden. Die 10 000 Volt-Leitungen werden an die einzelnen Ortschaften oberirdisch, d. h. auf Holz- und Eisenmasten, herangeführt. In jeder Ortschaft ist mindestens eine Transformatorstation nötig, in welche der Strom auf die sogenannte Gebrauchsspannung (380 Volt für Motoren und 220 Volt für Lichtanlagen) gebracht wird. Eine Transformatorstation ist in der Lage, einen Umkreis von 2 bis 3 Kilometer zu versorgen.

Die Wirkungsweise des Beckens ist folgendermaßen vorgesehen: ein Stau von 2 000 000 Kubikmeter Wasser soll den eisernen Bestand des Beckens bilden; er dient vor allem zur Erzeugung der nötigen Druckhöhe und soll möglichst unberührt bleiben. Der Stauinhalt zwischen 2 und 6 Millionen Kubikmeter Wasser wird der Wasservorrat sein, der im laufenden Betriebe aufgezehrt wird, d. h. der als Zuschußwasser in der trockenen Jahreszeit dient. Der Stauraum von 6 Millionen aufwärts dient lediglich zum Auffangen von Hochwassern. Bei diesen Berechnungen ist das Hochwasser von 1897 zugrunde gelegt. Tritt ein stärkeres Hochwasser ein, so werden von der Sperre nur 20 Kubikmeter per Sekunde abgelassen, und dem unteren Flußschlauche zugeführt; das Uebrige bleibt im Becken.

Die Kosten der Weistritztalsperre werden ohne das Elektrizitätswerk mit seinen Leitungen weit über 3 000 000 Mark betragen. Ende des Jahres 1911 wurde mit den Arbeiten begonnen.

Wer vorher einmal als Sommergast oder Tourist im Schlesiertal gewohnt hat, würde es schon heute kaum mehr wiedererkennen. Die kleinen trauten Häuschen, die so idyllisch am Talrande gelegen waren, sind von der Bauunternehmerin, der Beton- und Zementwarenfabrik von Guido Simon, S. m. b. H. (Breslau-Rothkretscham) in Tischler-, Schmiede- und Zimmerwerkstätten umgewandelt worden. In einem der Häuschen befindet sich das Magazin, ein anderes beherbergt Büroräume. Die Oberleitung hat die Firma dem Diplom-Ingenieur Alexander Vogt übertragen. Die Provinzial-Verwaltung hat ihre Büroräume in die im Stau-Bereich liegende ehemals Gräfflich Pücklersche Försterei gelegt. Die örtliche Bauleitung liegt in den Händen des Regierungsbaumeisters Desch.

Zuerst hat man die Weistritz in ein neues Bett geleitet, das stellenweise aus festem Fels herausgesprengt werden mußte. Nun erst konnte man ungestört an den Aufhub zum Fundament gehen (Bild S. 554). Bei diesen Arbeiten fand man Silbermünzen aus der Zeit Kaiser Karls V. Zur Entwässerung der Baugrube ist eine Heberleitung von 650 Meter Länge angelegt worden, eine selbsttätig arbeitende Sauganlage, die vor Inbetriebnahme nur mit Druckluft gesaugt zu werden brauchte.

Ein alter Silberstollen aus früherer Zeit wurde von der Bauleitung in sinnreicher Weise in eine Dynamikkammer und Trinkwasserversorgungsanlage umgewandelt, und vor dem Eingange wurde ein mächtiger Wall aus Rasensteinen errichtet.

Gegen 500 Menschen arbeiten, unterstützt von Lokomobilen, Lokomotiven, Baggern, Kranen,

Motoren, Kompressoren und Pumpmaschinen zeitweise Tag und Nacht an dem Riesenwerke. Zur Zeit sind ca. 15 000 Kubikmeter Mauerwerk einschließlich 4000 Kubikmeter Beton fertiggestellt.

Ein Menschenleben ist bei den Arbeiten bereits zu beklagen. Anfang Februar v. Js. wurde ein 18 Jahre alter Kroat durch infolge eingetretenen Tauwetters gelöste Felsmassen derart unglücklich getroffen, daß er einige Tage nach dem Anfall starb. Ein anderer Kroat,

Perkovic, verletzte seinen Landsmann Birlic aus Rache und nach einem vorangegangenen Streit vor einem Ausfank in der Nähe der Baustelle durch mehrere Dolchstiche tödlich und flüchtete dann.

Hoffentlich treten während der Bauzeit keine katastrophalen Hochwässer oder sonstigen elementaren Ereignisse ein. In diesem Falle dürfte unsere Heimatsprovinz schon im nächsten Jahre um einen herrlichen Anziehungspunkt reicher sein.

## Franz Pohl, der Schöpfer der Glasfabrik Josephinenhütte

Von Geheimem Medizinalrat Prof. Dr. Carl Partsch in Breslau

Ehe die nach Böhmen führende Zollstraße Schreiberbau verläßt, umzieht sie, auf einer steinernen Bogenbrücke den Backen überschreitend, eine Waldlichtung, auf der die zur Glasfabrik Josephinenhütte gehörenden Gebäude liegen. In den früher dicht geschlossenen Waldgürtel hat der moderne Verkehr mit dem Zugange zur Eisenbahnhaltestelle Josephinenhütte eine Bresche gelegt. Ehemals war die Hütte in tiefem Waldfrieden geborgen. Und doch herrschte hier ein reges Leben, das den Namen Schreiberhaus weit in die Welt hinaus trug und englische und amerikanische Geschäftsleute zu wochenlangem Aufenthalt herzog, lange bevor in der engeren Heimat Schreiberhaus unvergleichliche Lage bekannt und geschätzt war.

Wer faßte den kühnen Plan, hier in Abgeschiedenheit und Welteinsamkeit ein industrielles Unternehmen ins Leben zu rufen? Wer vermochte ihm die Kraft zu geben, sich mit seinen Erzeugnissen einen Weltruf zu verschaffen?

Es hat wohl nicht nur lokales Interesse, dieses Mannes einmal ausführlicher zu gedenken. Sein 100. Geburtstag gibt dazu willkommenen Anlaß.

Franz Pohl, geboren am 17. Juli 1813 in Harrachsdorf bei Neuwelt in Böhmen, entstammte einer in der Glasfabrikation und Glasveredelung tätigen Familie. War doch sein Onkel, Johann Pohl, mehr als 50 Jahre lang Verwalter der Anfang des 18. Jahrhunderts im „Neuen Walde“ erbauten, später vom Grafen Johann von Harrach übernom-

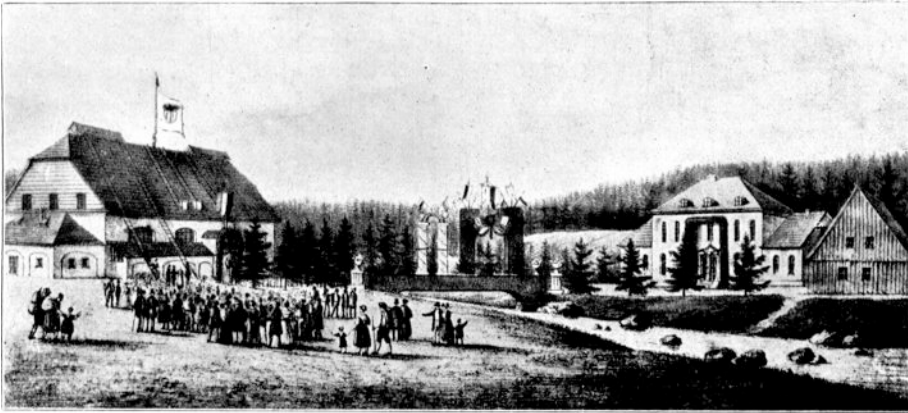
menen Glashütte; andere Mitglieder der Familie fanden in dem Glashandel ihren Erwerb. Sein Vater Franz Pohl wird in der Liste der Gründer der Neuwelter Schützengesellschaft als „Peterschaftschneider“ aufgeführt.



Franz Pohl

Die weiten Handelsbeziehungen der Familie waren es wohl, die den Vater veranlaßten, dem befähigten Sohne, den er für den Glashandel bestimmt hatte, eine weit über die engen heimatlichen Verhältnisse hinausgehende Ausbildung zuteil werden zu lassen. Zuerst in Prag, dann auf dem „Gewerbeinstitut“ der späteren technischen Hochschule studierte Franz Pohl Chemie und Technologie. Eine ausgedehnte Studienreise führte ihn in die Glashütten Böhmens und Bayerns. Reich mit Kenntnissen ausgerüstet, fand er, heimgekehrt, zunächst keinen seiner Tatkraft und seinem Wissen entsprechenden Wirkungskreis.

Er öffnete sich ihm, als der Kammerherr Graf Schaffgotsch mit dem Plane an ihn herantrat, eine neue Glashütte auf preussischem Grund und Boden zu errichten. So sehr es ihm die Familie verdachte, daß er der heimischen Glashütte eine kräftige Konkurrenz jenseits der Grenze schaffen half, überwog in Pohl doch der Reiz der neuen Aufgabe. 1842 entstand unter seiner Leitung die neue Glashütte in Schreiberbau, die zu Ehren der Gemahlin des Grafen Leopold von Schaffgotsch, Josephine, geb. Gräfin von Zieten, den Namen „Josephinenhütte“ erhielt. Das Bild (S. 558) veranschaulicht die Einweihung. Der erste, von Pohl selbst geblasene Kristallpokal zierte heute noch



Die Eröffnung der Josepghinenhütte in Schreiberhau (1842)

das Warenlager der Hütte. Die eigentliche Hütte, die bis heute keine wesentliche Erweiterung erfahren hat, verrät mit ihrer Geräumigkeit und ihrem hochgehobenen Dache eine Großzügigkeit der Anlage, die nur der richtig zu würdigen weiß, der ähnliche Fabriken gesehen hat. Zu den auf dem obigen Bilde wiedergegebenen Häusern, der Fabrik und dem Inspektorhause, das bis 1864 als Geschäftshaus, Lagerraum und Inspektorwohnung diente, traten bald darauf vier andere, zwei steinerne und zwei in Fachwerk gebaute, darunter das Gasthaus „Zur Josepghinenhütte“ und eine Glasschleifmühle mit Pochwerk; dieser Komplex bildete lange Zeit den als „Josepghinenhütte“ bezeichneten Ortsbezirk von Schreiberhau, bis 1864 das jetzige Geschäftshaus und benachbart ein Stallung, Remise und Vorratsräume bergendes Haus auf einer bis dahin freien Waldwiese errichtet wurden.

Raum glaublich erscheint es, daß sich in dieser Abgeschlossenheit eine Weltfirma entwickeln konnte, wenn man die Zustände der 40er Jahre bedenkt, in denen der Postverkehr in Hirschberg seine letzte Station hatte, von wo alle acht Tage die eingegangenen Briefe abgeholt werden mußten. Erst in den 50er Jahren kam die Post bis Hermsdorf, dann bis nach dem am untersten Ende von Schreiberhau gelegenen Vitriolwerke, bis sie endlich in den 60er Jahren in das Herz des Ortes, in unmittelbare Nähe des alten Ulbrichschen Gasthofs „Zum Zackenfall“ verlegt wurde.

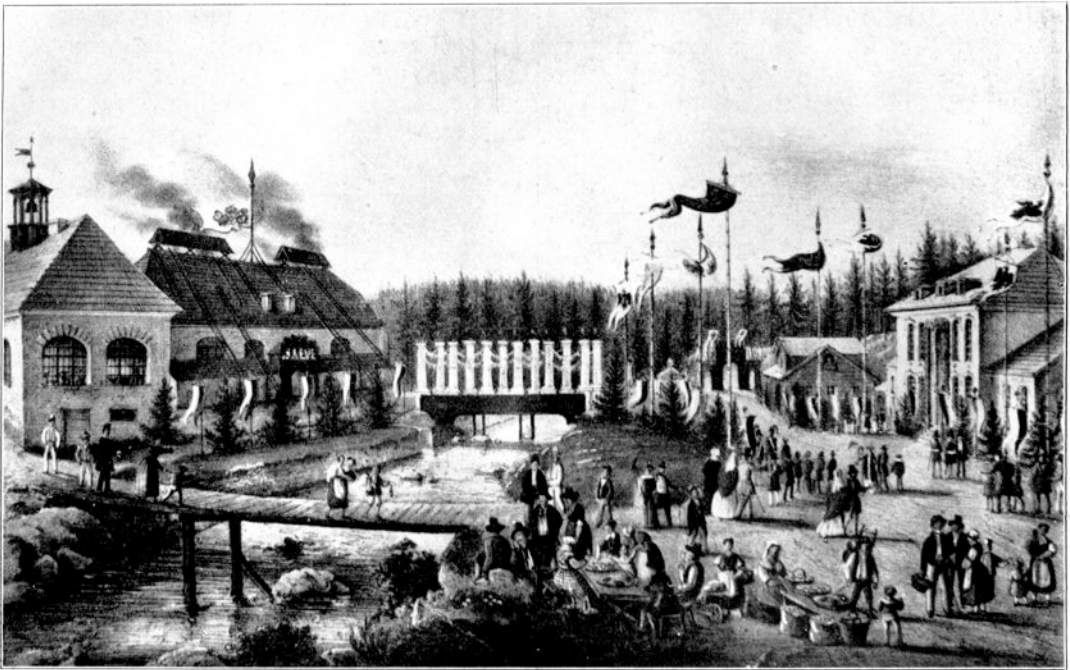
Nur der eisernen Energie des Leiters des Unternehmens war es möglich, aus dieser Einsamkeit heraus die Fühlung mit der großen Welt zu gewinnen. Pohl besaß ein außergewöhnliches Maß persönlicher Autorität. Schon seine Erscheinung hatte etwas Imponierendes. Obgleich unterseht gebaut, ließen sein bis in das hohe Alter straff elastischer Gang, sowie

die Gewandtheit seiner Bewegungen, die in froher Schulung gezügelte Kraft erkennen. Sein kräftiges Organ machte seine Befehle auf große Weite vernehmlich. Der edelgeformte Kopf trug in scharf geschnittenem Gesicht ein durchdringend blickendes Augenpaar, aus dem hohe Intelligenz und scharfe Beobachtungsgabe leuchteten.

In Pohl vereinte sich in seltener Weise ein hohes technisches Wissen, wie es die Herstellung der mannigfachen Glasflüsse und ihrer verschiedenen Farben erfordert, mit dem künstlerischen Talent, dem Material die wirkungsvollste Form zu geben. Diese ist beim Glase in besonderer Weise von dem Material und seiner Bearbeitungsmöglichkeit abhängig. Genaue Kenntnis der Mischung, der erzielten Härte und Bindekraft, der Leuchtkraft der Farbe und des Glanzes sind zur Formgebung unerlässlich. Wohl selten werden sich in einer Persönlichkeit wieder ein so großes, glastechnisches Geschick und reiche Erfindungsgabe mit einem unerschöpflichen Formensinn paaren. In dieser Vereinigung beruhte Pohls Meisterschaft, mit der er den Erzeugnissen der Josepghinenhütte den Weg bis weit übers Meer bahnte. Wie er oft Nächte lang in der Nähe des Ofens saß, um die Mischung neuer Glasflüsse in ihrem Werden zu beobachten, so schnitt er am Schreibtisch aus zusammengefaltetem Papier in freiem Schwunge der Hand die Muster für die Holzformen, in denen die zähflüssige Masse Gestalt gewinnen sollte.

Seinem Geschick gelang die Wiederentdeckung der Mischung des den Römern bekannten weißen Emailglases, eine Aufgabe, für die behördlicherseits ein Preis von 500 Talern ausgesetzt war. Seinem Talente war es vorbehalten, die seit langem verloren gegangene Kunst der Herstellung der berühmten venezianischen retikulierten Gläser zu neuem Leben





Die Josephtinnenhütte am 6. Oktober 1846  
anlässlich des Besuches König Friedrich Wilhelms IV  
und des Prinzen Johann von Sachsen

zu erwecken; die ersten Proben, welche er 1844 auf der Ausstellung vaterländischer Gewerbeerzeugnisse in Berlin in die Oeffentlichkeit brachte, erregten in den weitesten Kreisen Aufsehen und trugen ihm eine goldene Medaille und eine Staatsprämie von 800 Talern ein. \*) Die alte Pracht der berühmten Runkelgläser ließ er in einem neuen Goldrubin wieder erstehen.

Die Technik des „Glasmachens“ ist nur eine Seite der Fabrikation. Das Rohglas, das den Rüblosen verläßt, muß noch durch Schliff und Prägung, durch Bemalung und Vergoldung veredelt werden, ehe es als fertiges Kunstergzeugnis auf den Markt kommt. Der Phantasie in der Formengebung legt die Rücksicht auf die Verkäuflichkeit des Erzeugnisses enge Zügel an. Die Rentabilität eines kunstgewerblichen Unternehmens hängt von dem Geschick ab, mit dem sein Leiter den wechselnden Geschmack des kaufenden Publikums zu treffen, den augenblicklichen Bedürfnissen des Lebens nachzugehen vermag. Es sei hier nur z. B. daran erinnert, wie mächtig die Einführung der Petroleumbeleuchtung Anfang der 60er Jahre die Glasfabrikation zu beeinflussen vermochte.

In der Veredelung des Glases tritt dieses Motiv am meisten bestimmend hervor. Sie

\*) Bezeichnend für Pohls Aneignung ist die Tatsache, daß er diese 800 Taler dem Glasmacher Alwin Seidel schenkte, der ihm bei den Versuchen geholfen hatte.

blieb zunächst eine Aufgabe der Hausindustrie. Die vielen Schleifmühlen, die im Bilde von Alt-Schreiberhau auffielen, nutzten die Kraft kleiner Bächlein aus, um in engen, wenig gelüfteten, schlecht heizbaren Räumen geschickten Händen Platz zum Schleifen des von der Hütte herangebrachten Rohglases zu bieten. Eine beträchtliche Zahl der Einwohner Schreiberhaus fand so lohnende, Formensinn und künstlerisches Gefühl anregende Arbeit. Heute sind diese Schleifmühlen zum größten Teil verschwunden. Die von Pohl geleitete Hütte hat durch Anlage einer eignen, allen modernen, hygienischen Forderungen Rechnung tragenden Schleifmühle den Betrieb in eigne Regie übernommen.

Ähnlich verstreut waren früher die Malerwerkstätten, in denen das bereits geschliffene Glas die letzte „Raffinerie“ durch Bemalung und Vergoldung erfuhr. Wo Kranke heute in erfrischender Luft sich gesund baden im alten Weißbachhose, dem Stammsitz der berühmten Familie Preußler, arbeiteten früher fleißige Hände, um Vasenkörper in feuerbeständigen Mineralfarben mit Genrebildern, die an die Kaulbach-Pilotysche Schule erinnerten, zu verzieren, oder reichen, farbigen Blumenschmuck um ihre Rundung zu legen, oder den farbigen Untergrund mit zierlichem Golddekor zu beleben. So beschäftigte die Glashütte einen ansehnlichen Teil der Dorfbewohner. Ihr Betrieb ließ es Pohl notwendig erscheinen, einen tüchtigen

Stamm geschickter Arbeiter heranzuziehen, die mit zeichnerischer Befähigung künstlerischen Sinn und feine Beobachtungsgabe verbanden für die oft recht tückischen Veränderungen, die Farben und Gold erfahren, wenn sie sich im Feuer mit dem Glase zu unlöslicher Gemeinschaft verbinden sollen.

Wenn auch das benachbarte Böhmen geübte Arbeitskräfte bot, so galt es doch bei der Schwierigkeit des Verkehrs, bodenständige Kräfte durch Anleitung und Übung zu tüchtigen Arbeitern zu erziehen. Der weitsichtige Pohl schuf Zeichenschulen für Glasschleifer und Glasmaler, in denen die jungen Arbeiter an den Sonntag-Vormittagen vorgebildet wurden. In einem solchen Betriebe, bei dem der Arbeiter sein Stück durch viele Hände wandern sah, ehe er es in vollendeter Form erblickte, erwuchs in der Arbeiterschaft ganz von selbst ein fester innerer Zusammenhang, der sich in einem wahrhaft patriarchalischen Verhältnis aussprach, das den Leiter des Ganzen mit jedem einzelnen verband. Willig und aus innerer Ueberzeugung verehrte man in Pohl „den Herrn“, der mit dem Zauber seiner Persönlichkeit und der Macht seiner geistigen Ueberlegenheit Beamten- und Arbeiterschaft zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenhielt. Am Silvester versammelte er alljährlich Beamte und Arbeitsmeister mit ihren Frauen im Saale des Gasthofs zur Josephinenhütte zu fröhlichem Tanzvergnügen. Wenn dann die Glocke von der nahen Schleifmühle, die sonst zur täglichen Arbeit rief, die Mitternachtstunde verkündete, trat er mitten unter die Schar, gab in kurzen, kernigen Worten einen Rückblick über das, was im alten Jahre geschaffen worden war, und wußte mit zündender Wärme alle zur Mitarbeit im neuen Jahre aufzurufen.

Mit berechtigtem Stolz erfüllte es jeden, wenn er die Stücke, an die er seine beste Kraft gewandt hatte, hinausgehen sah auf die großen Weltausstellungen von London (1851), Paris (1868) oder Wien (1873) und dann erfubr, daß sie, mit Ehrenpreisen bedacht, den Ruhm der Hütte in der Welt verbreiten halfen.

Wie durchdrungen alle von der Größe und der Bedeutung des Werkes waren, dem sie ihre Kräfte widmeten, bezeugen am besten die Worte des Sprechers der Beamten- und Arbeiterschaft, als diese am Vorabend des 17. Juli 1863 ihrem verehrten Führer mit einem prächtigen Fackelzuge ihre Huldigung darbrachte. „Mit Hochgefühl können wir heute bezeugen; der Beginn Ihrer Tätigkeit war in gewerblicher Beziehung das Morgenrot einer neuen Aera für Schreiberhau und seine Bewohner. Durch die Errichtung der Josephinenhütte wurde Ihrer geistigen Kraft und Intelligenz ein großes Feld

der Tätigkeit geöffnet; und welche Siege Sie durch Ihr unermüdeliches Streben nach Vollkommenheit der Glasmacher-, Glasschleifer- und Glasmalerkunst bereits errungen haben, dafür zeugen die gerechte Anerkennung, welche unser Fabrikat auf den berühmtesten Industrie-Ausstellungen unserer Tage gefunden; ganz besonders aber die Verbindungen, welche Sie mit den größten und bedeutendsten Handelshäusern anknüpften, und wodurch unseren Erzeugnissen der Weltmarkt eröffnet wurde. Ohne Ueber-treibung dürfen wir daher wohl sagen: die Josephinenhütte mit ihrem Chef ist weltbekannt, und ihre Produkte sind gesucht in allen Teilen der Erde. Mögen Sie darin einen Teil des gerechten Lohnes finden, der Ihnen gebührt! Wir aber erblicken darin die Bürgerschaft für eine glückliche, herrliche Zukunft, und das erfüllt jetzt schon unsere Brust mit den Gefühlen des innigsten Dankes gegen Sie!“

Die Entwicklung eines feineren Formensinnes gab dem ganzen Orte eine gewisse Vornehmheit. Es gab kaum eine Feier im Orte, bei welcher „der Herr“ nicht zugegen war.

Wie freute sich die Dorfjugend, wenn sie ihn erblickte; wußte sie doch, daß es für ihn eine herzliche Freude war, wenn er aus den bei Kirrnesfeiern und Schützenfesten aufgestellten Schaubuden ganze Körbe voll Pfeffernüsse „in die Hasche“ werfen konnte. Mit seinen Leuten und den Inassen des Ortes gesellig zusammen zu sein, war ihm Bedürfnis. Aus der im Jahre 1848 gegründeten Bürgerwehr schuf er das noch heute bestehende Schützenkorps. Die Fahne, die es führt, war seine Gabe. Als einer derer, die noch unter Jahn selbst in Berlin geturnt hatten, veranlaßte er, als der turnerische Gedanke nach Aufhebung der Turnsperrre in Deutschland neue Wurzeln schlug, gleich im Anfange der Bewegung (1861) die Gründung eines Männerturnvereins. Ebenso gab er seinem in Lüttich und London ausgebildeten Sohne und Nachfolger einen vorzüglichen turnerisch geschulten Leiter. In wahrhaft väterlicher Weise sorgte er weitblickend für die Arbeiterschaft, indem er Anfang der 40er Jahre einen Glasveredlerverein ins Leben rief, der mit seiner Kranken-, Pensions- und Sterbekasse Jahrzehnte hindurch Segen stiftete. Wie sehr ihm diese Schöpfung am Herzen lag, beweist die Tatsache, daß er sich der Tränen nicht erwehren konnte, als er 1882 angesichts der Einrichtung der staatlichen Versicherung die Auflösung dieser Kasse mit beschließen mußte.

Ein starker Zug im Wesen Pohls war seine große Liebe zur Natur. Die Jagd bereitete ihm namentlich Vergnügen. Mit Auserlesenen seiner Beamten- und Arbeiterschaft fuhr er zur Jagdzeit ins Vorland hinaus, um ganze Tage

in anstrengendem Pirschgange der Jagd obzuliegen. Die schwierige Fuchs- und Dachsjagd machte ihm besonderen Spaß. Am Weißbachstein baute er einen Fuchszwinger, in dem er an gefangenen Tieren Eigentümlichkeiten studierte. Die Rasenplätze auf dem Hüttenplane besetzte er mit Vogelhäusern, in denen er kostbare Fasanenarten oder Auer- und Birkhühner züchtete. Der feine Beobachtungssinn für die Tierwelt ist in seinem Enkel, dem bekannten Tiermaler Alfred Weczerszik, zu künstlerischer Entfaltung gekommen.

Als einer der ersten in Deutschland legte Pohl 1855 eine künstliche Forellenzucht an. Zwischen dünnen Glasstäben reichte er die künstlich befruchteten Forelleneier auf, und beobachtete, jedes abgestorbene sorgfältig ausmerzend, ihre interessante Entwicklung im dauernd fließenden Wasser. Hatte er die junge Zucht im Bassin des nahen Springbrunnens oder in besonders angelegten Teichen heranwachsen lassen, dann setzte er sie in den Zaden aus, um diesem seinen reichen Forellenbestand zu erhalten. Seine hohen Verdienste um die künstliche Fischzucht fanden Anerkennung, als er bei der ersten großen Fischereiausstellung in Berlin zum Mitglied des Preisrichterkollegiums berufen wurde.

Eine einsichtige Regierung konnte nur mit Freuden begrüßen, daß in dem entlegenen Winkel der Provinz eine ansehnliche Industrie emporwuchs, die in gewisser Weise den Rückgang des Wohlstandes, wie ihn das Dabinsterben der Leinenindustrie verschuldet hatte, wett zu machen vermochte. Gab doch die Hütte vielen fleißigen Händen lohnende Beschäftigung. Seit Friedrich dem Großen nahm das Königshaus besonderes Interesse an der Glasindustrie. Ehrend war es für das junge Unternehmen, als am 6. Oktober 1846 König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit seiner Gemahlin Prinz und Prinzessin Johann von Sachsen, begleitet von dem Besitzer, Reichsgrafen Leopold von Schaffgotsch, ihm ihren Besuch machten. Wie festlich die Hütte sich schmückte, zeigt das Bild (S. 550).

Seit diesem Besuche begleitete König Friedrich Wilhelm IV. die Entwicklung der Hütte mit huldvollem Wohlwollen; bei seinem öfteren Aufenthalt in Erdmannsdorf nahm er wiederholt Erzeugnisse der Hütte als Gastgeschenke des Grafen Leopold von Schaffgotsch entgegen. Große Dekorationsstücke, prächtige geschliffene und gravierte Gläser geben noch heute im Schloß Erdmannsdorf Zeugnis von der Höhe der Leistungsfähigkeit, welche die Hütte schon damals erreicht hatte.

In immer weitere Kreise drang der Ruf der Hütte. Viele dem Besitzer befreundete Aristokraten, die die Jagd in das große Waldgebiet lockte, fanden im Inspektorhause gastliche Aufnahme; Herr von Arnim, ein Nachkomme Bettinas von Arnim, der Weltreisende und Naturforscher Bretus, der Statistiker Engel waren u. a. wochenlang Gäste in dem Hause dieses außergewöhnlichen, ganz auf sich selbst gestellten Mannes, dessen geistige Lebendigkeit und Frische der einschummernden Kraft der Weltabgeschiedenheit standhaft Widerstand zu leisten vermochte.

Sidney Whitmann, dem wir Deutschen so viele treffende Schilderungen unserer Verhältnisse verdanken, war viele Jahre nacheinander wochenlang Gast des Hauses. In treuer Anhänglichkeit hat er in seinen deutschen Erinnerungen ein ganzes Kapitel der Glashütte gewidmet und mit liebenswürdiger Feder und dem Blick des Weltmannes die eigenartigen Zustände treffend geschildert. Mit vollstem Rechte sagt er: „Pohl war der „Uebermensch“ fünf Jahre, ehe Nietzsche den Begriff prägte.“ Vielleicht lag in dem Herrentum das tragische Geschick, dem diese unbeugsame Natur am 27. Februar 1884 zum Opfer fiel.

Er schied mit der freudigen Genugtuung, das weitere Gedeihen seiner Schöpfung den Händen seines tüchtigen, talentvollen Sohnes anvertraut zu wissen.

Zwar ist heute noch die Hütte im vollen Betriebe; aber die moderne Geschmacksrichtung hat dem Glase eine weniger bevorzugte Stelle angewiesen; feste Zollschranken haben ihm den Weltmarkt versperrt. Die Hütte hat mit der Konzentrierung des Arbeitsbetriebes ihre Bedeutung als sozialer Mittelpunkt für Ort und Gemeinde eingebüßt.

Der vor allem von der Metropole des Reiches flutende Fremdenstrom, der an der Flanke der Riesenberge brandet, hat alle Errungenschaften, die das moderne Leben rastlos fortschreitender Naturerkenntnis und Technik verdankt, in das ehemals so stille Tal getragen und damit die Lebensbedingungen verändert. Alte, urwüchsige Eigenart hat er verwischt und fortgeschwemmt.

Auf der Wende dieser Zeit, auf der Grenze zwischen dem, was gestern war und heute ist, steht die kulturhistorische Persönlichkeit des alten Pohl. Vieles dankt ihm die Gemeinde Schreiberhau, was nicht alles hier Erwähnung finden konnte. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, die am 70. Stiftungsfeste der Hütte gegebene Anregung zur Tat werden zu lassen, die Erinnerung an diesen hervorragenden Mann durch Errichtung eines Gedenksteines an der Stätte seiner Wirksamkeit kommenden Geschlechtern wachzuhalten.



# Schlesische Bauerngärten

Von Professor Paul Dittrich in Breslau

Was den ländlichen Ansiedlungen unserer Heimatprovinz den eigenen Reiz verleiht, was oft den Stolz ihrer Besitzer ausmacht und deren Freude an der Natur bekundet, zugleich aber auch Zeugnis ablegt von deren praktischen Auffassung des Lebens, ist der Bauerngarten. Ihn finden wir bei jeder ländlichen Besitzung, wenn auch seine Lage, Größe, Einrichtung und Ausstattung sehr dem Wechsel unterworfen ist, der bedingt ist durch die Lage und Einteilung des Gehöftes, ebenso wie durch die Neigung und Laune des Besitzers, die Beschaffenheit des Bodens wie des Geländes und schließlich auch durch das Klima. Der Schlesier unterscheidet mehrere Gärten: das „Vor- oder Blumengärtel“, das „Bienen-gärtel“ und den großen Obstgarten, auch Kraut- oder Grasegarten genannt.

Der Vorgarten — oft sind deren auch zwei vorhanden — trennt das Gehöft von der Straße, ist mit einem Staketenzaun, dem zuweilen bei reicheren Besitzern gemauerte Pfeiler größere Festigkeit verleihen, umgeben und mit mancherlei Blumen, oft in buntem Durcheinander, gefüllt. Zuweilen geben eine oder mehrere Linden angenehmen Schatten. Ihre Blüten bieten einigen Bienenstöcken reiche Nahrung und dem Besitzer den bekannten Schwitztee. In der Ecke neben dem Wohnhause, dessen Wand zuweilen durch das Laubwerk eines Weinstockes bekleidet ist und durch die auf den Fenstern stehenden, namentlich mit Geranien gefüllten Blumentöpfe angenehm unterbrochen wird, lugt der bescheidene Holunderstrauch hervor, dessen Blüten gleichfalls als Tee Verwendung finden, dessen Beeren zu Mus oder Suppe verkocht werden, während man aus dem Holze die bekannten „Meesekasten“ zum Fangen der Kohlmeisen herstellt.

Zu dem gewöhnlichen Bestande an Blumen gehören: Ringelrosen, Minzen (Pfeffer-, Krause-, Frauenminze), Päonien (wohl auch Plumm- oder Pumpelrosen genannt), Königskerze, Rosen, Immergrün, Lilien, Schwertlilien, Märzbecher (Narzissen), Liebstöckel, Gartheil, Baldrian, Mohn, Pfefferkraut, Balsaminen, Nachtschatten Nelken, Aglei, Fingerhut, Stiefmütterchen, Veilchen, Primeln, auch Biergläser, vereinzelt auch Buchsbaum und Sadebaum. Dieser ist durch Regierungsverordnung verboten. In der Grafschaft Glatz ist recht beliebt zur Verkleidung der Zäune, Lauben, Schmückung des Türeinganges die Baunrübe mit ihren zierlichen, dem

Weinlaube ähnelnden Blättern. Auch die Kresse findet sich häufig (Jakobinerkresse), „Liebeslammel“ in der Neisser Gegend, „Töp-permadla“ in der Grafschaft genannt. Eine Anzahl dieser Zierblumen dient auch als Küchenkraut oder zu Heilzwecken, wie überhaupt weniger die Farbenpracht, als vielmehr die praktische Verwendung für die Auswahl bestimmend ist. In neuerer Zeit zeigt sich eine Neigung zu reicherer Abwechslung, wobei neben Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farbe wohl auch das Bestreben nach Seltenheit der Gewächse mitbestimmend wirkt. Von Einfluß sind hierbei der Pfarr- und Schulgarten, wie auch die Gärtnereien und die Fachzeitschriften, auch die Beilagen von Tagesblättern. Als Küchen- und Arzneipflanzen finden außerdem Verwendung: Schnittlauch, Zwiebeln, Dill, Petersilie, Pastinak, Kerbel, Erbsen, Bohnen, Melden, Beifuß, Gurken, Kürbisse, Wermut, Salbei und Pappelrosen. Seltener findet man Schwarzwurz, Bitterklee, Sanikel, Aloe, Cardobenediktenkraut u. a. Einzelne dieser Blumen binden die Frauen Sonntags zu einem „Riechel“ zusammen, das man mit in die Kirche nimmt, um sich wach zu erhalten, oder sie vereinen sie mit Feldblumen zusammen zum „Weihgebund“, das an Mariä Geburt in der Kirche geweiht und aufbewahrt wird, um zu Weihnachten oder bei Viehkrankheiten, mit anderem Futter gebrüht, dem Vieh gereicht oder zwischen die Dachbalken zum Schutze gegen Blitzschlag gesteckt zu werden. Hauptsächlich werden dazu Ästern, Beifuß, Gartheil, Liebstöckel, Päonie, Salbei, Wermut und Wiesenknoxf verwendet. Im Frühjahr werden auch einige wie Liebstöckel, Vibernellwurzel, die Blätter der Silberpappel, Kalmus, fette Henne usw. auf Kornschnaps gesetzt, um später gegen mancherlei Krankheiten verwendet zu werden. Fette Henne wurde früher am Johannisabende gesammelt und in die Risse der Balkendecke gesteckt. Ging sie an, so war es ein gutes Zeichen, trocknete sie ein, so wurde man krank oder starb; sie gilt auch als gutes Mittel gegen Abzehrung und Gliederschwind. Andere Pflanzen werden getrocknet und zusammengebunden oder im „Kräutersäckel“ aufbewahrt, um als Tee oder Pulver Verwendung zu finden. So gelten Wermut- und Liebstöckelpulver als Appetit-erregender beim Vieh. Man kocht sie auch mit Ebereschbeeren zusammen und gibt sie dem Vieh, besonders gern neu gekauften Schweinen,

damit „der Gift“ herauskomme und sie vor Krankheiten bewahrt bleiben. Eine große Rolle spielt die Ringelrose, die auch gern auf Gräbern verwendet, in Butter zu Ringelrosenbutter gekocht (die man als „Schmiere“ bei mancherlei Gebrechen braucht) und auch heiß getrunken wird. Salbeiblätter, auch Marienblätter genannt, werden ins Gebetbuch gelegt, zu Tee oder zum Surgeln verwendet, wohl auch von Kindern zum Einreiben der Zähne benutzt, die dadurch gesund bleiben sollen. Auch werden sie, ebenso wie die fleischigen Blätter der Meerzwiebel, die in Töpfen gehalten wird, gequetscht und auf Wunden gelegt. Das alte Schobendach schmückte wohl auch die Hauswurz, die vor dem Bliß bewahren sollte. Wieder andere, wie der „Meter“ (römische Kamille), werden mit stark riechenden Feld- und Waldblumen — wie Rosmarin und Quendel — zusammen in die Wäsche (in die duftigen Laden), Kleiderschränke und Betten gesteckt, um hier Motten und anderes Ungeziefer zu vertreiben. Ueberblickt man all die bekannten Blumen, so ergibt sich eine bunte Mannigfaltigkeit, die der Besitzer gern von Vorübergehenden bewundern läßt, wenn er am Sonntage, sein Pfeifchen schmauchend, zwischen seinen Lieblingen hindurchgeht oder auf einem Bänkchen am Hause oder in der mit der Rose von Jericho und wildem Wein umrankten Laube sitzt. Sie zeigt aber auch eine überraschende Uebereinstimmung mit dem Verzeichnis der Pflanzen, die Karl der Große dereinst im Jahre 812 auf seinen Wirtschaftsgütern angepflanzt wissen wollte, und die durch deren Uebermittlung, wie auch wohl durch den Einfluß der Mönche auf die Güter der Bauern übertragen wurden und durch deren konservativen Sinn sich bis heut in ihrem Bestande im wesentlichen erhalten haben. Freilich macht sich nunmehr auch hier — wie ja auch sonst im ländlichen Leben — eine Neigung zur Einführung neuer Erscheinungen bemerkbar, mit der zugleich der Sinn für die Bevorzugung der praktischen, nützlichen Pflanzen zu schwinden scheint.

Zwischen Stallung und Scheune befindet sich vielfach das „Bienenkästchen“, in dem eine Anzahl Bienenstöcke aufgestellt sind, und das, seinem Zwecke entsprechend, hauptsächlich mit solchen Pflanzen bestellt ist, welche der „Tracht“ der Bienen förderlich sind. Mit Bienenkraut werden auch die Stöcke eingerieben, wenn ein neuer Schwarm eingesetzt werden soll. Hier steht wohl auch ein mächtiger Walnußbaum, dessen Früchte für den Weibnachtsbedarf getrocknet und dessen Blätter als Blutreinigungstee, besonders gegen Strofeln benutzt werden, oder es wuchern Himbeersträucher dort.

Hinter der Scheune befindet sich der große Obst- oder Grafegarten, in dem Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume, auch Stachelbeer (Raubbeer)- und Johannisbeersträucher stehen. Früher boten diese außer etwa Schafnasen, Hafer- und Zwiebelbirnen wenig edle Sorten, meist einen mächtigen Birnbaum, der nur kleine, wenig schmackhafte Früchte, sogenannte Grauschen trug; in neuerer Zeit hat man auch hier durch Veredlung und Einführung besserer Sorten infolge des Einflusses der Schule Wandel geschaffen. Man beginnt der Verwertung des Obstes mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuzuwenden und weiß gute Erträge zu erzielen, die als Tafelobst auf den Markt kommen, oder zu Apfel- und Beerenwein verarbeitet werden. Früher ward das Obst wenig beachtet, ja, vielfach als Schweinefutter verwendet. Das Obst ward ehemals geschüttelt und entweder roh verzehrt oder gekocht, abgebacken und in dieser Gestalt mit Rauchfleisch und Klößen als „schlesisches Himmelreich“ gegessen.

Der Garten zieht sich auch als schmales Band oder breites Stück noch an der Seite des Hauses hin und barg früher stets das Backhaus. In Piltsch, Kr. Leobschütz, und zwei benachbarten Orten liegt dieser große Obstgarten durch die Dorfstraße vom Hause getrennt, läßt sich also von seinen Fenstern aus besser beobachten, bietet auch durch die entferntere Lage des Backhauses größere Sicherheit für die Gebäude. In neuerer Zeit schwinden auch diese Backhäuser, in denen Brot und Kuchen gebacken, Obst gedörrt und Flachs geröstet wurde, immer mehr, da sich allenthalben Bäcker auf dem Lande niederlassen.

Der „Große Garten“ ist an den beiden Längsseiten gewöhnlich durch einen „lebendigen“ Zaun eingefriedet, nach dem Felde zu meist offen, ja, geht geradezu in dieses über, da hier auch Kraut und Rüben angepflanzt werden. Letztere werden wie auch die Kartoffeln in sogenannten Mieten (Gruben, die mit Stroh und Erde zugedeckt werden) aufbewahrt.

Eine eigenartige Erscheinung sind die Gärten der sogenannten Gärtner (Dresch-, Hof-, Freigärtner oder Freistellenbesitzer) und kleinen Leute, die inmitten von Bäumen und Sträuchern das kleine Häuschen mit Stallung und dahinter einige Gemüse- und Kartoffelbeete aufweisen, welche neben dem Ertrage einiger Morgen Pachtacker oder dem Verdienst aus Nebenbeschäftigung dem Inhaber den nötigen Unterhalt gewähren. Letztere verlegen sich, wie z. B. im Trebnitzer Hügellande, fleißig auf die Obst- und Beerenzucht und wissen dieser recht lohnende Erträge abzugewinnen. In den abgelegeneren Teilen des Landes erlahmt

solcher Eifer schnell, da bei dem Mangel an bequemer Verbindung mit der Stadt und der Möglichkeit des Absatzes das Ergebnis nicht der aufgewandten Mühe entspricht. Vielleicht ließe sich hier durch Bildung von Obst- und Beerenerwertungsgenossenschaften nach dem Muster der im Westen bestehenden mehr erreichen.

Zum Schlusse sei noch auf eine Eigentümlichkeit aufmerksam gemacht. In Piltzsch befand sich früher an den Vorgärten der Häuser das sogenannte „Lehmsl“, ein turmartiger Fachwerkbau, dessen Felder mit Lehm ausgefüllt waren und der zur Aufbewahrung von Getreide, Brot usw. diente. Das „Lehmsl“ findet sich auch anderwärts, dient ebenfalls als

Aufbewahrungsraum, ist aber meist massiv gebaut und von mannigfacher Gestalt.

Zu wünschen wäre, daß die Sorgfalt für den Garten und seine Erzeugnisse allgemeiner würde. Indes ist nach dieser Seite hin zunächst wohl wenig zu hoffen, da die Sorge um die Bestellung des Ackers bei der sich steigenden Leutenot auf dem Lande Aufmerksamkeit und Kraft der Bewohner vollauf in Anspruch nimmt. Zu wünschen bleibt auch, daß die Kenntnis der heilkräftigen Pflanzen im Volke erhalten bleibe, da sie für den ländlichen Haushalt oft von wesentlicher Bedeutung, in vielen Fällen die einzige Hilfe bei Krankheit und Unglücksfällen bietet.

## Kirchgang

Sonntagmorgen . . . Lerchenschlag  
Wirbt und zittert hoch im Blauen,  
Heller Blatt- und Blütenblust  
Wimpelt über Dorf und Auen.

Kommt des Wegs ein schmuckes Ding,  
Steckt ein Sträußchen ihr am Nieder,  
Duftig-frischer Sonntagstaat  
Staunt um ihre jungen Glieder.

Nacht ein hübscher, feder Bursch,  
Macht die Holde tief erröten,  
Sperrt den Weg ihr; ach, wie pocht  
Da ihr Herz in süßen Nöten!

Spricht der Schelm: „Du Mädcl fein,  
Laß nur heut den Veststuhl trauern,  
Gott lobpreisen kannst du auch  
Außerhalb der Kirchenmauern.

Sieh, er schuf den goldnen Tag,  
Daß wir seiner uns erfreuen,  
Komm, es winkt der grüne Hag  
Und gar gut geht sich's zu Zweien“.

Hiert das Mädcl sich nicht lang,  
Warum lockt auch so die Sonne?  
Und vom Piedestal am Rain  
Lächelt gütig die Madonne.

Edwin Hohberg